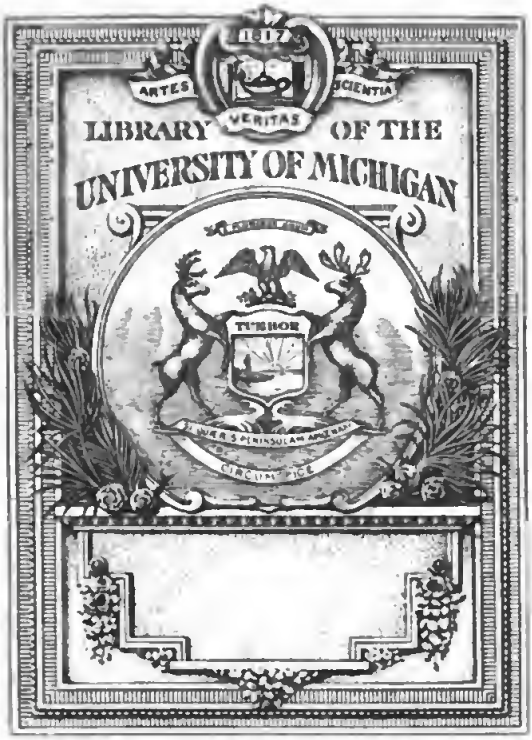
Bilder aus der Diaspora : Kurzgefasste Geschichte des ...

Karl Stockmeyer


1817
ARTES
SCIENTIA
VERITAS
LIBRARY OF THE
UNIVERSITY OF MICHIGAN
TUEBOR

51

Bilder aus der Diaspora

Kurzgefaßte Geschichte des protestantisch-kirchlichen Hilfsvereins in der Schweiz

dargestellt im Auftrag der Vereinsvorstände

von Pfarrer **Karl Stockmeyer**
Sekretär des Vorvereins

Mit 16 Abbildungen

Basel
Druck und Verlag von M. Werner-Riehm
1908

Digitized by Google

BX
9434
.S86

Exchange
Basel
Universitaets Bibliothek

JAN 17 1947

Vorwort.

Es wurde kürzlich über den proteſtantiſch-kirchlichen Hilfsverein von befreundeter Seite geurteilt: Seine Reklame ſtehe im umgekehrten Verhältnis zu ſeiner Bedeutung, mit andern Worten: er mache zu wenig von ſich reden. Nun, ſo möge denn dieſe Schrift, der wir eine weite Verbreitung in der reformierten Schweiz wünſchen, bisher Verſäumtes nachholend, dazu beitragen, unſer Werk bekannter zu machen und ihm manchen neuen Freund zu gewinnen. Sie will in allgemein faßlicher Weiſe das Wirken des Vereins von ſeiner Entſtehung bis in die neueſte Zeit in einzelnen Bildern vor Augen führen und ſo in mehrfacher Hinſicht eine Ergänzung bieten zu der 1883 erſchienenen „Geſchichte der proteſtantiſch-kirchlichen Hilfsvereine in der Schweiz“ von Scherrer. Ob ſes ihr gelungen, ſei der Nachſicht des Leſers anheimgeſtellt. Daß dabei auf erſchöpfende Detailbehandlung mußte verzichtet werden, iſt in dem oben angegebenen Zweck des Büchleins begründet.

Auf das Bild Seite 5, das den Zürcher Neujahrsblättern vom Jahr 1810 entnommen iſt, ſind wir durch die Freundlichkeit des Herrn Prof. Dan. Burckhardt-Werthemann in Baſel hingewieſen worden, diejenigen auf Seite 61, 67, 75 und 77 verdanken wir der Zuvorkommenheit des Guſtav-Adolf-Vereins reſp. deſſen Verleger Arwed Strauch in Leipzig.

Baſel, im September 1907.

Der Verfaſſer.

1. Wie das Werk entſtand und was es ſoll.

Das untenſtehende Bild führt uns in die erſten Anfänge unſres Werks. Es ſind die von dem katholiſchen Landvogt aus

ihrer Heimat vertriebenen evangeliſchen Locarner, wie ſie im gaſtlichen Zürich Aufnahme finden. Am Abend des zwölften Mai 1555 langten ſie auf Schiffen von Wädensweil herkommend an. Die Reiſe über die ſtark verſchneiten Alpen mit Weib und Kind war mühſam und gefahrvoll geweſen. Alles, groß und klein, eilte zu ihrem Empfang ans Ufer. Rechts der ehrwürdige Mann iſt der Antiſtes Heinrich Bullinger, Zwinglis Nachfolger; er faltet die Hände und blickt

Anmerkung. Diaſporá, ein griechiſches Wort, heißt Zerſtreuung. Es wird von alters her gebraucht für Glaubensgenoſſen, die unter anders Gläubigen zerſtreut leben. Alſo Juden unter den Griechen, Chriſten unter den Heiden, Evangeliſche unter Katholiken uſw. Joh. 7,35. Jak. 1,1. 1. Petr. 1,1. Luther überſetzt das Wort mit „hin und her“.

dankend nach oben, als wollte er ſagen: Gottlob, daß ſie da ſind! Und ſie ſelbſt in demütig bittender Stellung ſcheinen ſich des längſt mit Freuden zugeſagten Schutzes aufs neue verſichern zu wollen. Es waren mehrere Hundert an der Zahl, wir nennen die Geſchlechter der Orelli und Muralt, die ſo in Zürich und auch in Baſel Zuflucht und Glaubensfreiheit fanden und zum Dank durch Einführung der Seideninduſtrie den Wohlſtand ihrer neuen Heimat hoben.

Und in der Folgezeit hat die evangeliſche Chriſtenheit ſich oft und viel der Refugianten oder Emigranten, wie man die um ihres Glaubens willen vertriebenen Proteſtanten nannte, angenommen. Es kamen die Hugenotten aus Frankreich, die Waldenſer aus Italien, es kamen ungariſche Pfarrer, die durch den holländiſchen Admiral Ruyter aus der Galeerenſklaverei befreit waren, es kamen die evangeliſchen Salzburger und noch zu Anfang des vorigen Jahrhunderts die Zillertaler aus Tirol, und die Glaubensbrüder in der Schweiz und in Deutſchland wetteiferten miteinander ſie aufzunehmen, ja es bildeten ſich beſondere Unterſtützungskaſſen und ſogenannte Exulantenkammern, Behörden, die ſich mit Verſorgung und Weiterbeförderung der Flüchtlinge zu befaſſen hatten. So war von jeher der evangeliſche Glaube in der Liebe tätig. So hat unſer Werk begonnen, ſobald die Not ſich zeigte und zwar in einer für uns heutige Proteſtanten beſchämenden Weiſe. Haben doch unſre Vorfahren nicht bloß reichlich ihr Geld geſpendet, ſondern Opfer perſönlicher Hilfeleiſtung gebracht. Und doch eine ungenügende Hilfe, denn ſie war vereinzelt und zufällig, es fehlte die planmäßig geordnete Liebestätigkeit; ſobald der Exulant verſorgt und ſpäter der Kollektant befriedigt, ſobald der Notſchrei verſtummt war, ließ man die Sache auf ſich beruhen, ganz im Unterſchied von der katholiſchen Kirche, die von jeher mit vollem Bewußtſein und nach klarem Plan auf die Erhaltung und Ausbreitung ihres Beſitzes und auf die Wiedergewinnung der von ihr Abgefallenen hingearbeitet hat.

Und wahrlich die Not war vorhanden, auch wenn von harter Verfolgung immer weniger konnte geredet werden, — ja die Not der Glaubensgenoſſen in katholiſchen Gegenden nahm

zu mit dem Anbruch der Neuzeit. Die religiöse Duldung, die immer mehr sich Geltung verschaffte, der Aufschwung von Handel und Industrie, die bessern Verkehrsmittel, das alles erleichterte die Auswanderung und bewirkte eine Vermischung der Konfessionen, wie frühere Zeiten sie nicht kannten. Überall unter den Katholiken siedelten sich Protestanten an, die, sich selbst überlassen, ohne Kirche und Gottesdienst, in Gefahr waren, der Gleichgültigkeit und dem Unglauben oder dem römischen Bekehrungseifer anheimzufallen und die auch beim besten Willen aus eigenen Mitteln für ihre kirchlichen Bedürfnisse nicht aufzukommen vermochten. Wohl waren in unserm Vaterlande da und dort an katholischen Orten reformierte Gemeinden gegründet worden. So im Jahre 1826 in Luzern, 1835 in Solothurn, 1836 in Freiburg. Die heimatlichen Kantonsregierungen, unterstützt von privater Hilfe, hatten es als Ehrensache angesehen, sie ins Leben zu rufen und zu unterhalten. Aber wie wenig war damit getan. Noch fehlte in weitern Kreisen die Kenntnis der Not, das Bewußtsein der heiligen Pflicht und der freudige Trieb zu helfen.

Da wurde dieser Trieb lebendig und zwar an mehreren Orten zugleich, wie es oft zu gehen pflegt, wenn die Liebe und die Wahrheit sich Bahn brechen. In der Schweiz und in Deutschland standen Männer auf, welche die Not erkannten und die nicht länger zusehen wollten, wie die Glaubensbrüder unsrer Kirche verloren gingen.

Es war der erste Pfarrer von Freiburg, der Basler Wilhelm LeGrand, ein Schüler Oberlins, der unsern schweizerischen Hilfsverein ins Leben rief. Im Sommer 1840 hatte er eine Reise durch das österreichische Salzkammergut unternommen. Ganz erfüllt von dem Schicksal der dortigen Protestanten, kehrte er auf der Rückreise in Bern an, schilderte — es war am 6. August — der daselbst tagenden Predigerversammlung in der ihm eigenen herzandringenden und originellen Lebhaftigkeit die Not der Glaubensbrüder und stellte den Antrag: „Es möchten sich in unserm schweizerisch-reformierten Vaterlande Vereine bilden, welche sich die Unterstützung bedürftiger Glaubensgenossen zur Aufgabe machten". Die Gesellschaft stimmte

ihm bei und beauftragte ihn, ſeine Gedanken genauer zu entwickeln und an der nächſtjährigen Verſammlung beſtimmtere Vorſchläge zu bringen. Vorläufig aber gaben die anweſenden Schweizerpfarrer ihrem Intereſſe und ihrer Liebe dadurch greifbaren Ausdruck, daß ſie ſofort 120 Gulden und 48 Kreuzer für die Evangeliſchen in Öſterreich zuſammenlegten. Im Auguſt 1841 tagte die Predigergeſellſchaft in Baſel. Le Grand brachte ſeine Vorſchläge, ſie gingen etwas abweichend von dem letztes Jahr geäußerten Gedanken dahin, das Werk unter Aufſicht und Verwaltung der Kirchenbehörden zu ſtellen. Sehen wir uns, bevor wir weitererzählen, das Bild des Mannes ein wenig an. Aus den an ſich unſchönen Zügen ſpricht die Herzensgüte, die lautere Aufrichtigkeit und Freudigkeit des Kindes Gottes. Von unſcheinbarem Äußern und oft über die Maßen formlos war Papa Le Grand von unwiderſtehlicher Liebenswürdigkeit. Im Jahre 1844 wurde er Hausvater des wieder neu gegründeten theologiſchen Alumneums zu Baſel und blieb es bis kurz vor ſeinem 1874 erfolgten Lebensende. Hier hat ſeine argloſe Liebe, die freilich von unwürdigen Studenten auch mißbraucht wurde, die Empfänglichen gewonnen zu bleibender Anhänglichkeit. Auch hier hat er im Dienſte unſres Vereins gewirkt, indem er die Stiftung der jetzt noch beſtehenden Freiplätze für böhmiſch-mähriſche Theologen anregte. Sein Beruf war, wie er ſelber bekannte, der des Bettelns. So ſagte er einmal bei einer Feſtverſammlung unſres Werkes in Ulm: „Der liebe Gott hat mir den ſeligen Beruf zum Betteln gegeben. Ich werde, weil

Pfarrer Wilhelm Le Grand.

ich ſchon ein alter Mann bin, vielleicht das meiſte vergeſſen, was ich hier ſchönes gehört habe; aber das werde ich nicht vergeſſen, was ich von meinen lieben Brüdern in Holſtein gehört habe. Der Kreuzer, welchen die Kinder von jedem Korb geſammelter Heidelbeeren im Odenwald an ihren Geiſtlichen zu unſerm frommen Werk geben — paßt auf, ihr lieben Seelen, und gebt Achtung, daß dieſer Heidelbeerkreuzer uns nicht beim heiligen Mahl verklage! Wieviele Kreuzer werden für Zigarren ausgegeben, wieviele von unſern Frauen an Gegenſtände des Luxus verſchwendet! Ihr lieben Freunde, Jünglinge, Kinder, verleugnet euch, um etwas darzubringen für die Armen! Laßt uns immer mehr den heiligen Geiz aneignen. Es gibt auch einen verfluchten Geiz, aber ich meine den ſeligen Geiz, wo man immer darauf kalkuliert, das zu tun, was dem Willen des himmliſchen Vaters gemäß iſt, uns einen Schatz im Himmel zu ſammeln. Dann ſtehen die Aktien nicht bloß al pari an der himmliſchen Bank, dann ſtehen ſie höher! Denken Sie an die himmliſche Bank! Dort ſind die gerechten Bankhalter!"

Die Leſer werden es nicht mißbilligen, daß wir einige Augenblicke beim Bild und Weſen des Stifters unſres Werkes verweilten. Doch nun zurück zur Geſchichte unſres Vereins!

Während man über Le Grands Vorſchläge beriet, erhielt die Sache einen neuen kräftigen Anſtoß von außen her. Am 31. Oktober 1841, dem Tage, da einſt Luther ſeine 95 Theſen an die Schloßkirche zu Wittenberg ſchlug, erließ der heſſiſche Hofprediger, Dr. Karl Zimmermann, in der Darmſtädter allgemeinen Kirchenzeitung einen Aufruf an die proteſtantiſche Welt, in welchem es heißt: „Weihet den heutigen Tag durch den Entſchluß, einen Verein für die Unterſtützung hilfsbedürftiger proteſtantiſcher Gemeinden zu gründen". Mit heiliger Begeiſterung rief er der evangeliſchen Chriſtenheit die ſeither zum Wahlſpruch unſerer Sache gewordene apoſtoliſche Mahnung ins Gewiſſen: Laſſet uns Gutes tun an jedermann, allermeiſt aber an des Glaubens Genoſſen (Gal. 6, 10). Von Le Grands Vorgehen ſcheint Zimmermann nichts gewußt zu haben, und merkwürdig, ſie beide wußten nicht, daß das von ihnen geplante

Werk schon seit neun Jahren bestand. Damit verhält es sich folgendermaßen. Auf dem Schlachtfelde von Lützen steht der Schwedenstein, ein einfacher Granitblock mit der schlichten Inschrift: G. A. 1632. Er bezeichnet den Ort, wo der große Schwedenkönig Gustav Adolf, der vor bald 300 Jahren zur Rettung der evangelischen Sache mit seinem Heere nach Deutschland herübergekommen, tapfer kämpfend gefallen war. Der treue Stallknecht des Königs, Erikson, hatte den Stein nach der Schlacht mit Hilfe einiger Bauern hingewälzt. Bei der zweihundertjährigen Gedenkfeier am 6. November 1832 beschlossen die um den Schwedenstein versammelten Protestanten, dem edlen König ein würdigeres Denkmal zu errichten. Das geschah. Der Schwedenstein wurde mit einem stilvollen eisernen Tempel überdacht. Aber es geschah noch in einem andern Sinne. Superintendent Dr. Großmann aus Leipzig, der bei jener Gedenkfeier mitanwesend war, äußerte den Gedanken: schöner und würdiger noch als ein Denkmal von Stein und Erz wäre eine Stiftung zur Unterstützung der in ihrem Glauben bedrängten evangelischen Gemeinden. So entstand die Gustav-Adolf-Stiftung. In Leipzig und Dresden bildeten sich Komitees, die einen Fonds sammelten. Aber das Liebeswerk fand nur geringe Unterstützung und wurde über Sachsen hinaus kaum bekannt. Es war noch nicht Hilfsvereinszeit. Da brachte der Aufruf Dr. Zimmermanns die fast vergessene Sache wieder ans Licht und in frische Erinnerung. Es vereinigten sich am 16. September 1842 etwa 400 Männer Deutschlands in Leipzig und gründeten im Anschluß an das bestehende Werk den evangelischen Verein der Gustav-Adolf-Stiftung, unsern großen deutschen Bruderverein, der sich rasch über die deutschen Lande ausbreitete und mächtig wuchs und erstarkte, so daß er heute nicht weniger als 50 Hauptvereine, 2000 Zweigvereine und 648 Frauenvereine umfaßt mit einer finanziellen Jahresleistung von 1,700,000 Mark.

Auch in der Schweiz hatte man nun nicht länger gezögert. Auf Antrieb von Professor De Wette erließ die Basler Predigergesellschaft schon am 7. Februar 1842 einen Aufruf an die Bürgerschaft. Der Erfolg war, daß 120 Männer ihren Beitritt erklärten, und am 18. Oktober desselben Jahres

der erſte proteſtantiſch-kirchliche Hilfsverein der Schweiz in Baſel gegründet wurde. De Wette hatte den Namen vorgeſchlagen. Es iſt nicht zu leugnen, er klingt etwas proſaiſch-nüchtern und ſchwerfällig; Guſtav-Adolf-Verein lautet erhabener und fällt beſſer ins Ohr. Aber zufällig iſt die Namengebung auf beiden Seiten nicht. Wenn die Kirche der Reformation in Deutſchland ſich nach dem Heldennamen Luthers und der dortige Verein zur Unterſtützung der Glaubensgenoſſen nach demjenigen Guſtav Adolfs ſich nennen, ſo reden wir Schweizer, die Perſon hinter die Sache zurückſtellend, rein praktiſch von einer nach Gottes Wort reformierten Kirche und von einem proteſtantiſch-kirchlichen Hilfsverein.

Als Zweck des Vereines nennen die kurz und bündig abgefaßten Statuten: „Zu Begründung und Aufrechterhaltung des kirchlichen Lebens unter den Proteſtanten nach Kräften und im Sinne echter chriſtlicher Bruderliebe mitzuwirken“, und in weiſer Umſicht fügen ſie erläuternd bei: „Der Verein wird dabei zunächſt diejenigen evangeliſch-proteſtantiſchen Glaubensbrüder berückſichtigen, die entweder in nicht proteſtantiſchen Ländern in der Zerſtreuung und Verwahrloſung leben und es noch zu keinem kirchlichen Verband gebracht haben oder die, auch wo ein ſolcher Verband bereits beſteht, zur weiteren Fortſetzung und Hebung ihres proteſtantiſchen Gottesdienſtes der dazu nötigen Mittel beraubt ſind. Er wird aber auch da hilfreich die Hand bieten, wo innerhalb proteſtantiſcher Länder das kirchliche Leben darniederliegt oder der Nachhilfe und Pflege bedarf.“ So war der helfenden Bruderliebe in erwünſchter Weiſe freier Spielraum gelaſſen und doch zugleich die gebührende Grenze gezogen. Denn das wurde gleich zu Anfang als feſte Norm aufgeſtellt: „Wir gehen nicht darauf aus, als eine proteſtantiſche Propaganda Proſelyten zu machen; nur das ſchon Errungene, und mit großen Opfern Errungene, wollen wir feſthalten, das Zerſtreute ſammeln, das im Erlöſchen Begriffene wiederaufrichten, den Abfall verhüten, das was ſterben will ſtärken, das Erſchlaffte und Tote beleben.“ An den Vorberatungen hatten Ratsherren und Bürgermeiſter teilgenommen und der zur Leitung berufene Neuner-Vorſtand zeigt die erlauchten Namen eines Karl Rud. Hagen-

bach, De Wette, Wilhelm Wackernagel, Samuel Preiswerk. Hagenbach war der erste Präsident und blieb es über 30 Jahre lang bis zu seinem 1874 erfolgten Tode. Schon als Kirchenhistoriker und hervorragender Kenner und Geschichtsschreiber der Reformation eignete sich der feine, geistvolle Mann ganz besonders für dieses Amt, und er hat dem Werke „durch seine milde und liebevolle Persönlichkeit Freunde in den weitesten Kreisen zu erwerben gewußt". Auch seine Harfe hat er im Dienst unsrer Sache ertönen lassen. Gerne singt die Hilfsvereinsgemeinde bei ihren Festen sein ernst und feierlich mahnendes „Lied des protestantisch-kirchlichen Hilfsvereins":

Prof. Karl Rud. Hagenbach.

Wachet auf, erhebt die Blicke,
Laut mahnen uns die Weltgeschicke,
Es dränget hart der Brüder Not;
Seht, gekommen ist die Stunde,
Die uns vereint zu schönem Bunde,
Zu tun, was uns der Herr gebot.
Laßt nicht die Hände ruhn;
Das Gute laßt uns tun
An jedermann im rechten Geist,
Doch wie es heißt:
An Glaubensbrüdern allermeist.

So war Basel vorangegangen. Nun galt es, die übrige evangelische Schweiz für das Werk zu gewinnen. Und hier ist es wiederum Wilhelm Le Grand, dem das Hauptverdienst gebührt. Aus Gesundheitsrücksichten hatte er sein Pfarramt in Freiburg niedergelegt und war nach Basel übergesiedelt, um hier die „Seele

des Hilfsvereins zu werden". Zu Anfang 1843 ließ er eine Schrift in die proteſtantiſche Schweiz ausgehen, die nach wenigen Monaten in zweiter vermehrter Auflage erſchien und weithin Verbreitung fand: Die kirchliche Not unſerer proteſtantiſchen Glaubensgenoſſen in der Nähe und in der Ferne. Er durchgeht darin die Notgebiete in der Schweiz, Frankreich, Deutſchland, Öſterreich, wendet ſeinen Blick nach Italien, Rußland, der Türkei und Nordamerika und fordert zu reger Teilnahme und Beiſteuer auf. Er ſagt unter anderem: „Wenn von den 1,200,000 Proteſtanten unſres Vaterlandes im Durchſchnitt jeder jährlich auch nur einen Kreuzer gäbe, welch ſchöne Summe würde dies ausmachen und wie unausſprechlich viel Gutes könnte unter Gottes Segen dadurch bewirkt werden!... Darum mit Glaube und Liebe ans Werk, liebe proteſtantiſche Glaubensgenoſſen in unſerem Vaterlande! Der Gott aller Gnade, der da will, daß allen Menſchen ſoll geholfen werden und alle Menſchen zur Erkenntnis der Wahrheit kommen und alſo auch darin erhalten werden ſollen, der erwecke euch ſelbſt dazu! Er laſſe das Unternehmen auch ein wirkſames Mittel dazu werden, daß das vielfach locker gewordene Band der Liebe und der Einigkeit unter den verſchiedenen proteſtantiſchen Kirchen immer mehr geknüpft werde und der gemeinſame Glaube auch durch gemeinſames Wirken im Geiſte der Liebe und des Friedens ſich betätige. Sein Segen walte über dieſem ſo wie über jedem andern zu ſeiner Ehre und zum Heil unſrer Mitbrüder unternommenen Werke!" Und Le Grands Wort fiel auf empfänglichen Boden und fand willige Herzen. Nachdem ſchon im Dezember 1842 in Schaffhauſen ein Hilfsverein ſich gebildet hatte, folgten 1843 Zürich, Neuenburg, Bern, St. Gallen, Genf, ſo daß am 16. Auguſt desſelben Jahres bei Anlaß der Predigerverſammlung in Aarau bereits ſieben Vereine zu einem Bund, mit Baſel als Vorverein, ſich zuſammenſchließen konnten.

2. Wie das Werk wuchs und sich weiter gestaltete.

Da ist es nun ergangen nach dem Gleichnis vom Senfkorn, das ein Mensch nahm und säete es auf seinen Acker, und aus dem Körnlein wurde ein Baum, unter dessen Ästen die Vögel nisten. Aus dem einen Basler-Verein wurden sieben schweizerische Vereine und die sieben wuchsen sich in Bälde aus zu fünfzehn. Es schlossen sich an 1844 Graubünden, Appenzell, Thurgau, 1846 Waadt, Aargau, Baselland, 1853 Glarus und endlich 1857 der Seebezirk des Kantons Freiburg. Und diese fünfzehn Äste setzten da und dort frische Zweige an. Es bildeten sich im Kanton Bern fünf Bezirksvereine, nämlich der Bieler, der Emmentaler, der Oberländer, der Oberaargauer und der jurassische. Der Zürcher Verein spannt sein Netz über den ganzen Kanton aus, indem er in jedem seiner elf Bezirke zwei Vertreter hat, die für den Verein wirken.

Aber auch die Frauenwelt blieb nicht untätig. Seit dem Jahre 1860 haben sich Frauen in der protestantischen Schweiz da und dort zu besonderen Hilfsvereinen zusammengeschlossen, so in Zürich, Bern, Basel, Schaffhausen und Winterthur. Wie verhält sich nun ihre Arbeit zu derjenigen der Männervereine? Ähnlich wie es Schiller in seinem Lied von der Glocke schildert: Der Mann muß hinaus ins feindliche Leben, muß wirken und streben und pflanzen und schaffen ... und drinnen waltet die züchtige Hausfrau, die Mutter der Kinder und herrschet weise im häuslichen Kreise, und reget ohn' Ende die fleißigen Hände ... und füllet mit Schätzen die duftenden Laden ... und füget zum Guten den Glanz und den Schimmer und ruhet nimmer. Das heißt in die Verhältnisse des protestantischen Hilfsvereins übertragen: Während die Männervereine draußen den zerstreuten Glaubensgenossen Kirchen bauen, Schulen errichten, Pfarrer und Lehrer bestellen und so, oft nicht ohne Kampf, fürs Große und Ganze sorgen, sind unsere Frauenvereine mehr auf das Kleine, Intime, Persönliche bedacht. Sie denken an die armen Kinder draußen und an ihren weiten

Schulweg bei harter Winterkälte und ſorgen mütterlich für gute Schuhe und warme Kleider, ſie hören von öſterreichiſchen Pfarrerswitwen, Lehrern und Geiſtlichen und ihrer bittern Armut und ſenden einen Notpfennig hin, ſie bereiten durch ihre Weihnachtsbeſcherungen bei den evangeliſchen Schulkindern Jubel, oder ſie helfen beim Bau einer Kirche in der inneren Ausſtattung nach durch Stiftung einer Glocke, oder Kanzel, oder der Abendmahlsgefäße uſw. und fügen ſo etwa zum Guten den Glanz und den Schimmer. Aber es iſt dafür geſorgt, daß des Glanzes nicht zuviel werde. Zuweilen ziehen ſie wohl auch mit den Männern hinaus und während dieſe die Kinder nach ihren Kenntniſſen fragen, prüfen ſie die im Laufe des Schuljahres angefertigten Handarbeiten. So gereichen unſere Frauenvereine als wertvolle Ergänzung dem Werk zum großen Segen. Möchten ihrer doch immer mehr werden in unſerem Vaterlande!

Und in welcher Weiſe ſind nun all dieſe verſchiedenen Vereinigungen untereinander verbunden? Es iſt kein ſtraffes beengendes Band, das ſie umſchlingt. Im Unterſchied zur ſtrammern mehr einheitlichen Organiſation des Guſtav-Adolf-Vereins *) laſſen wir demokratiſche Schweizer den einzelnen Gliedern größere Freiheit und Beweglichkeit. Und wenn Baſel von Anfang an bis heute Zentralvorſtand oder Vorverein geblieben iſt, ſo möge man dabei ja nicht an einen geſtrengen Monarchen oder Diktator denken, der nach Belieben befiehlt und regiert, ſondern eher an einen Freund und Diener, deſſen Ehre eben im Dienen und Handlangen beſteht. Wir haben an Zentraliſation und Organiſation nur ſoviel als unumgänglich nötig iſt zur gedeihlichen Entwicklung des Werkes. Es iſt jedem einzelnen Vereine unbenommen, ſich ſelber ſein Arbeitsgebiet auszuwählen

*) Die einzelnen Hauptvereine des Guſtav-Adolf-Vereins haben laut Statuten ihre Einnahmen in drei gleiche Teile zu teilen; über das erſte Drittel haben ſie freies Verfügungsrecht, das zweite ſollen ſie mit eventueller Beſtimmung dem Zentralvorſtand überſenden, das letzte ebenfalls entweder zur Kapitaliſierung oder ſofortigen freien Verwendung durch den Zentralvorſtand. Den proteſtantiſchen Hilfsvereinen dagegen ſteht über ſämtliche Einnahmen freies Verfügungsrecht zu, und werden auch ſeit 1877 dem Vorverein nur noch Gelder mit beigefügter Beſtimmung übergeben.

und anzubauen; der Vorverein vermittelt nur die ihm anvertrauten Gaben nach ihrer Beſtimmung, er prüft die einlaufenden Unterſtützungsgeſuche und überweiſt ſie den Vereinen, er macht ſeine Vorſchläge, wie die vier gemeinſamen Gaben: Die ſchweizeriſche und die öſterreichiſche Liebesgabe, die Reformationskollekte und die Konfirmandengabe zu verwenden ſind. Um über dieſe Verwendung und über das, was dem Ganzen frommt zu beraten, kommen die Vertreter der 15 Hauptvereine zur jährlichen Konferenz zuſammen, die zuerſt alljährlich in Baſel tagte, ſeit 1862 alle zwei Jahre in Baſel und die dazwiſchen liegenden Jahre in einer andern proteſtantiſchen Schweizerſtadt ſich vereinigt. „Was in früheren Zeiten," ſagt ein ſchweizer. Kirchenhiſtoriker, „die offiziellen Tagſatzungsgeſandten der evangeliſchen Konferenzen aus Staatsmitteln getan, das tun jetzt freiwillige Arbeiter im Dienſte des Glaubens, die Abgeordneten der kantonalen Hilfsvereine." So wird das Intereſſe an unſerer Sache weit umher im Schweizerlande geweckt und wach erhalten und im perſönlichen Verkehr und Austauſch der Gedanken die brüderliche Gemeinſchaft gepflegt und gekräftigt. Dieſe innere Einigung auf Grund der gemeinſamen Liebesarbeit wurde von Anfang an als Segen des Hilfsvereinswerkes für die proteſtantiſche Kirche erhofft und erwartet. Mit ſolchem Wunſche ſchloß, wie wir ſchon ſahen, Le Grand ſeinen zündenden Aufruf, und Dr. Zimmermann mahnte in dem ſeinigen: „O Proteſtanten, in dieſer Einheit laſſet uns unſeren Ruhm ſuchen. Je mehr Liebe dem Glauben entkeimt, deſto mehr Begeiſterung für dieſen Glauben. Die Gemeinſchaft in einem Liebeswerk wird auch den pflichtmäßigen Kampf um die Wahrheit friedlicher machen." Und der erbetene Segen hat ſich bis in die neueſte Zeit lebendig erwieſen. Noch im Jahre 1901 ſagte der Berner Berichterſtatter, ein Veterane der Hilfsvereinsſache, der an gar mancher Konferenz mitgetagt und geraten, im Gedanken an dieſe brüderlichen Zuſammenkünfte: „Wenn wir deſſen gedenken, ſo geht uns das Herz auf, und Gefühle der Dankbarkeit durchſtrömen uns für all die empfangene Hilfe und Anregung."

Freilich es kamen auch Zeiten, wo der Friede geſtört wurde und das Band der Liebe zu zerreißen drohte. Es war in den

70ger Jahren des vorigen Jahrhunderts. Der Kampf der kirchlichen Richtungen war heftig entbrannt und es war nicht zu vermeiden, daß das Hilfsvereinsgebiet davon berührt wurde. Hagenbach mahnte zu geduldigem Tragen und Abwarten, warnte vor übereiltem Richten und Trennen, wies darauf hin, daß Perſonen und religiöſe Strömungen vergehen, die Kirche aber bleibe; man möge dem Geiſt der Wahrheit vertrauen, der ſich nie unbezeugt gelaſſen habe an denen, die in Liebe die Wahrheit ſuchen. „Ob bei der zunehmenden Spannung der Gegenſätze es doch einmal früher oder ſpäter zu einem förmlichen Bruche kommen könne (ich denke nur mit Schrecken an einen ſolchen Augenblick), das ſteht in Gottes Hand, dem wir im Glauben und in Hoffnung unſer Werk befehlen.“ So äußerte er ſich in ſeinem letzten Jahresbericht vom Jahre 1873, den er krankheitshalber nicht mehr ſelber vortragen konnte.

Pfarrer D. theol. Ernſt Stähelin.

Nach ſeinem Tod trat D. theol. Ernſt Stähelin, Pfarrer zu St. Theodor in Baſel, an die Spitze des Vereins. Leicht und dankbar war die Leitung in jenen ſtürmiſchen Zeiten nicht. Die Frage war die: Sollen Pfarrer und Gemeinden, die ſich für die ſogenannte Reform-Richtung entſchieden haben, vom Verein unterſtützt werden? — eine Frage, die von den einen ebenſo eifrig bejaht wie von den andern verneint wurde. Der Baſler Verein verneinte ſie und tat dies ſeinen Mitgliedern kund. Nun wurde aber eine zweite Frage laut: Kann Baſel noch ferner in unparteiiſchem Sinne die Intereſſen des Geſamtvereins wahren, mit anderen Worten: iſt es nicht ſeiner Stellung

als Vorverein zu entheben und ist nicht ein neuer Zentralvorstand von den Sektionen zu wählen? Aargau und St. Gallen, denen Glarus sich anschloß, stellten Anträge in diesem Sinn. Die welschen Vereine und Bern hielten zu Basel, Zürich suchte zu vermitteln und drang auf eine beruhigende Erklärung vonseiten des Basler Vorvereins. Diese wurde auf der Delegiertenkonferenz zu Bern am 19. Oktober 1877 von Professor W. Vischer in umsichtiger und die große Mehrheit der Abgeordneten befriedigender Weise gegeben, nämlich so, daß Basel, falls es ferner mit der Stellung des Vorvereins sollte betraut werden, jeder Sektion so gut wie sich selber das Recht zuerkenne, ihre Stellung den verschiedenen kirchlichen Richtungen gegenüber festzusetzen, daß es zukünftig gerne darauf verzichte in freier Weise über die ihm übergebenen Gaben zu verfügen, dagegen die ihm mit bestimmter Weisung eingehändigten Gelder dem Sinne der Geber gemäß übermitteln werde. Auch werde es so viel an ihm liege darnach trachten, die einzelnen Glieder unseres schweizerischen Verbandes in einer Weise zur Teilnahme heranzuziehen, welche ihrer Überzeugung entspricht. Auf diese Erklärung hin wurde Basel mit 9 von 12 Stimmen als Vorverein bestätigt. So wurde in einer Weise die Glaubensfestigkeit mit Liebe vereinigt, die gefürchtete unheilvolle Spaltung glücklich vermieden. Man konnte nun in Frieden und Eintracht weiterarbeiten. Nur einmal drohte wieder eine Trübung des friedlichen Zusammenwirkens. Es war im Jahre 1885 bei der Delegiertenversammlung in Neuenburg, als es sich um die Frage handelte, einer in ihrer Majorität freisinnigen Gemeinde die allgemeine Liebesgabe zuzuwenden. (Gemeint war wie in den 70ger Jahren die Gemeinde Ragaz). Aber auch jetzt fand sich ein Niklaus von der Flüh, der die Meinungsdifferenzen zu schlichten verstand. Auf Antrag des Abgeordneten von Baselland, Pfarrer A. von Salis, wurde beschlossen, die Gabe Ragaz zuzuwenden unter der Voraussetzung, daß auch einer allfälligen Minorität die Mitbenutzung der Kirche für eigene Gottesdienste einzuräumen sei. Auch dürfen wir nicht vergessen, daß die kirchlichen und religiösen Gegensätze in der Folgezeit an Schärfe bedeutend verloren haben, und wenn wir nun trotzdem etwa wahrnehmen, wie

ſie aus der Mutterkirche in die Diaſpora hinausgetragen werden, ſo erinnert uns das an jenes Verfahren, da man Kleider, die in der Stadt anfangen aus der Mode zu kommen, auf dem Lande draußen abzuſetzen verſucht.

Herzlich brüderlich geſtaltete ſich von Anfang an unſer Verhältnis zum deutſchen Guſtav-Adolf-Verein. Man tauſcht miteinander Mitteilungen und Gaben, man beſucht einander perſönlich auf den beiderſeitigen Jahresfeſten, wie denn ſchon 1843 De Wette auf der Guſtav-Adolf-Verſammlung in Frankfurt unſeren Hilfsverein und umgekehrt Dr. Zimmermann im folgenden Jahre ſeinen deutſchen an unſerer Jahresfeier in Baſel vertrat. „So ſtehen wir“, wie Hagenbach in ſeinem Bericht über das Jahr 1845 ſagt, „in einem lieblichen Wechſelverkehr des Gebens und Empfangens zugunſten der Glaubensbrüder“. Und ſo iſt es geblieben. Uns dem deutſchen Verein förmlich einzugliedern, wie dies von dort im Intereſſe des einmütigen Zuſammenwirkens gewünſcht wurde und bis in die neueſte Zeit gewünſcht wird, ſehen wir uns im Hinblick auf unſere eigentümlichen politiſchen und kirchlichen Verhältniſſe nicht veranlaßt. Ja wir halten eine ſolche Eingliederung auch nicht für wünſchenswert, ſondern ſind der Überzeugung, daß gerade dann die Eintracht am beſten gefördert und der Sache des Reiches Gottes am meiſten gedient wird, wenn jeder nach der von Gott ihm verliehenen Eigenart ſich entwickelt. Und wenn unſere deutſchen Brüder das Wort des Dichters geltend machen:

Immer ſtrebe zum Ganzen, und kannſt du ſelber kein Ganzes
Werden, als dienendes Glied ſchließ an ein Ganzes dich an!

ſo antworten wir ebenfalls mit Schiller:

Keiner ſei gleich dem andern, doch gleich ſei jeder dem Höchſten!
Wie das zu machen? Es ſei jeder vollendet in ſich.

3. Die Mittel.

Bevor wir den Leſer in das weite Gebiet unſerer Diaſpora führen und ihm da zeigen, was unſere Vereine gearbeitet und zuſtande gebracht, ſei noch ein Wort geſagt über die Mittel, aus denen wir unſer Werk beſtreiten. O weh! denkt da der eine und andere, das wird ein langweiliges Kapitel werden. Lauter trockene Zahlen und ſtatiſtiſche Tabellen. Wer das ſagt, weiß nicht, was er redet. „In den Zahlen iſt Leben", ſagt der bekannte Schriftſteller Friedrich Naumann; „wenn ich leſe, daß in einem Jahr in Deutſchland 350,000 Perſonen wegen Übertretung der Reichsgeſetze beſtraft worden ſind, ſo begreife ich nicht, wie jemand eine ſolche Zahl ohne Bewegung und Teilnahme leſen kann. Was liegt alles in dieſer Zahl von Not, Bosheit, Schwachheit, Angſt, Sorge, Tränen uſw." Aber es tönt umgekehrt auch Freude und Dank aus den Zahlen. Vor 65 Jahren, als unſer ſchweizer. Verein ins Leben gerufen wurde, konnten nur 2500 Franken für unſere Glaubensgenoſſen in der Zerſtreuung verwendet werden. Das war die finanzielle Geſamtleiſtung des erſten Jahres. Jetzt ſteht uns, d. h. den 15 ſchweizeriſchen Vereinen, mehr als das Hundertfache zur Verfügung. Konnten doch in dem bisher ausgiebigſten Jahr 1904 nicht weniger als 290,000 Franken verausgabt werden. Und wenn wir die Ausgaben aller 65 Jahre zuſammenzählen, ſo erhalten wir die hübſche Summe von rund 8½ Millionen Franken. Das ſind trockene Zahlen; ja, aber ſie reden von viel treuer Arbeit, von warmer Bruderliebe, von getroſtem Gottvertrauen und von der Durchhilfe und dem Segen Gottes, der die Herzen und die Hände öffnet zur rechten Zeit und, was in ſeinem Namen begonnen und getan wird, wachſen und gedeihen läßt. Seit dem Jahre 1887 gibt der Vorverein das „blaue Heft" heraus, eine vom Zentralkaſſier, Herrn Ed. His-Schlumberger in Baſel, mit großer Mühe und Sorgfalt aufgeſtellte Unterſtützungstabelle, enthaltend die jährliche Geſamtleiſtung der 15 Hilfsvereine. Lauter Zahlen, auf acht großen Quartſeiten nichts als Zahlen. Aber wer das blaue Heft zu

leſen verſteht, der findet es vielleicht erbaulicher als manches Andachtsbuch.

Und wie iſt nun all das viele Geld zuſammengekommen? Aus vielen Bächen und Bächlein iſt es zuſammengefloſſen, aus dem Überfluß der Reichen und aus dem Scherflein der Armen. Aus größeren Legaten zum Andenken an liebe Verſtorbene und aus den Gaben, die Lebende bei freudig-feſtlichen Anläſſen ſpendeten, aus den Jahresbeiträgen der einzelnen Mitglieder, aus dem Kirchenopfer der Hilfsvereinsfeſte, aus Kollekten, die zu beſonderem Zweck vorgenommen werden, wenn Hilfe dringend nottut, aus dem Erlös von Baſars, die hilfreiche Damen ins Werk geſetzt haben uſw. Und wie es auch anderswo zu geſchehen pflegt, das meiſte haben wohl die kleinen Leute getan, das Scherflein der Witwe. „Kleine Tropfen Waſſer, kleine Körner Sand, machen's große Weltmeer und das weite Land." Viele kleine Steine und Steinchen bauen zuletzt eine Diaſporakirche. Das hat auch jene Frau im Schwabenlande gedacht, die an einem Guſtav-Adolf-Feſt 2 Mark 40 Pfennig in ein Papier gewickelt in den Opferſtock legte. Auf das Papier hatte ſie das Verslein geſchrieben:

Faſt mueß i mi geniere
Mei Gab ſei gar zu klei,
Doch langt's net zume Kirchle
So langt's doch zume Stei.

Und ſo hat mancher unbemittelte aber wackere Proteſtant im Schweizerlande gedacht und getan. Iſt doch allein von unſeren Konfirmanden im Winter 1906 auf 1907 die ſtattliche Summe von über 3000 Franken für den proteſtantiſchen Hilfsverein zuſammengelegt worden. Und unſere Brüder draußen in der Diaſpora laſſen ſich nicht nur unterſtützen und beſchenken. Obſchon meiſt in bedrängten Verhältniſſen und im Kampf mit der Not des Lebens, leiſten ſie ſelber recht namhaftes und beſteuern ſich redlich. Wenn das Häuflein Bahnangeſtellter und Fabrikarbeiter in Erſtfeld (Kanton Uri) Fr. 900 jährlich an die kirchlichen Ausgaben aufbringt, und wenn die Proteſtanten der Stadt Freiburg und Umgebung — meiſt berniſche Pächtersleute — Fr. 40,000 für ihr evangeliſches Schulhaus beiſteuern — ſo

verdient ſolche Opferwilligkeit unſre Hochachtung. Und als es ſich um den Bau einer Kirche in Erſtfeld handelte, da brachte ein Bremſer der Gotthardbahn unter ſeinen Bekannten 400 Franken zuſammen, lauter Gaben von 2, 3 und 5 Franken. In Brunnen ſandte ein Hotelangeſtellter am Vorabend des Bettags dem proteſtantiſchen Pfarrer eine 50 Franken-Banknote anonym für unſer Werk. In Frankreich, wo die kürzlich vollzogene Trennung von Kirche und Staat neue große Anforderungen an die Proteſtanten ſtellt, ſind die Diaſporapfarrer oft überraſcht von den ſehr namhaften Beiträgen, die für die kirchlichen Zwecke gezeichnet werden. So unterſchrieb eine kinderreiche Familie in Savoyen nicht weniger als 50 Franken Jahresbeitrag und ließ ſich erſt dann vom Pfarrer bewegen, die Summe zu reduzieren, als dieſer verſicherte, daß die nötigen Jahreseinnahmen gedeckt ſeien.

Seit dem Jahre 1863 beſteht auf unſeren Delegiertenkonferenzen die Ordnung, daß ſämtliche Sektionen eine Geldſumme zuſammenlegen, die ſogenannte ſchweizeriſche Liebesgabe. *) Dieſelbe iſt im Laufe der Jahre auf nahezu Fr. 5000 geſtiegen und wird jeweilen von der Verſammlung nach Vorſchlag des Vorvereins für eine Diaſporagemeinde unſeres Vaterlandes beſtimmt. Im Jahre 1894 folgte ihr die öſterreichiſche Liebesgabe, die in gleicher Weiſe nur mit beſcheidenerem Ertrag (durchſchnittlich Fr. 2500) einem Poſten oder Werk in Öſterreich zugute kommt. Durch dieſes gemeinſame Geben wird das Gefühl der Zuſammengehörigkeit unter den einzelnen Vereinen lebendig erhalten, vor allem aber die Möglichkeit geboten, da wo die Hilfe beſonders nottut und von zuſtändiger, nächſter Seite nicht genügend kann geleiſtet werden, mit nachhaltiger Unterſtützung einzugreifen. Und in jüngſter Zeit haben wir, wie bereits angedeutet, verſucht noch eine weitere Kollektivleiſtung einzuführen, die Konfirmandengabe. Ein an die Konfirmanden der reformierten Schweiz gerichteter Brief ſoll ihnen von unſerem Werk erzählen und zur Beiſteuer an einen beſtimmten Poſten auffordern. Denn haben wir das Herz der Kinder, ſo

*) Siehe die Tabellen im Anhang.

haben wir auch den Weg zum Herzen und zum Geldbeutel der Eltern gefunden. Und wenn wir die Jugend für uns haben, ſo altert unſer Werk nicht und dann bleiben wir ſelber jung. Solche gemeinſame Liebesgaben anzuordnen, hat unſer Verein von ſeinem großen Bruder in Deutſchland gelernt.

Aber noch haben wir unſre beſte und reichſte Einnahmsquelle nicht genannt. Es war gegen das Ende der 1890ger Jahre. Seit den Bundesverfaſſungen von 1848 und 1874, die zur völligen Freiheit des Glaubens und der Niederlaſſung führten, und mit der fortſchreitenden Ausbildung der Verkehrsverhältniſſe, dem Bau immer zahlreicherer Eiſenbahnen hatte die Anſiedelung der Evangeliſchen in katholiſchen Gegenden, wie auch der Katholiken in proteſtantiſchen, rapid zugenommen. Wie Pilze wuchſen überall im Schweizerlande proteſtantiſche Diaſporagemeinden empor. Immer häufiger und dringender wurden Bittgeſuche an die Hilfsvereine gerichtet: Kommt herüber und helft uns, ſchickt uns Pfarrer und Lehrer, baut uns Kirchen, Schulen, Pfarrhäuſer! Aber woher das Geld nehmen? Wie der Not wehren und all den Anforderungen und Aufgaben gerecht werden? Wenn auch die Einnahmen ſich von Jahr zu Jahr ſteigerten, ſie reichten lange nicht aus. Da gab Gott zur rechten Zeit dem rechten Mann den rechten Gedanken ins Herz. Im Herbſt 1896 verirrte ſich zum Präſidenten des Vorvereins, Antiſtes von Salis in Baſel, aus einer kleinen katholiſchen Gemeinde Frankreichs ein gedrucktes Blatt, welches auf der einen Seite ein wunderkräftiges Heiligenbild und auf der andern das Bittgeſuch enthielt: Der Empfänger möchte zugunſten eines Kirchbaues in jener Gemeinde eine Meſſe leſen und deren Ertrag einſenden — etwa zwei Franken, ſoviel pflegt ein Prieſter für eine Meſſe zu erhalten. Offenbar war der Abſender des Blattes der irrtümlichen Meinung, das Baſler Münſter ſei eine katholiſche Kirche. Statt das Geſuch unbeachtet wegzuwerfen, ſetzte ſich unſer Freund hin und überlegte: Wenn in der weiten Welt jeder katholiſche Prieſter zwei Franken oder auch nur einen Franken einſendet, welche Summe kann da zuſammenkommen! Nun begreift ſich das raſche Zuſtandekommen katholiſcher Diaſporakirchen, das uns ſchon oft mit Neid und Bewunderung erfüllte. Könnten wir für unſern prote-

ſtantiſchen Hilfsverein nicht etwas ähnliches unternehmen, das auch unſre Sache raſcher vorwärts brächte? Wenn in den 1000 reformierten Gottesdienſten, die ſonntäglich in der Schweiz abgehalten werden, das Opfer eines Sonntags für unſer Werk beſtimmt würde und jeder der durchſchnittlich 200 Kirchenbeſucher 5 Cts. einlegte, ſo erhielten wir eine Summe von Fr. 10,000. Gedacht, getan. Und ſo entſtand die Reformationskollekte, die ſeit dem Jahre 1897 jeweilen am 1. Sonntag des November, dem ſogenannten Reformationsſonntag, in unſern Kirchen erhoben und für einen Kirchbau in der ſchweizer. Diaſpora verwendet wird. Die Mehrzahl der Hilfsvereine und Kirchenbehörden hatten ſich ſofort willig gezeigt, die Liebesſteuer einzuführen oder zu empfehlen.

Den Wunſch, den der Schreiber des Vorvereins, Pfarrer G. Heusler, in ſeinem Bericht von 1883 ausſprach: Möge der Tag nahen, wo, ſei es am Pfingſtfeſt oder am Bettag, in allen evangeliſchen Kirchen unſres ſchweizeriſchen Vaterlandes für unſer Werk geſammelt wird — er hatte ſich erfüllt. Und ſchon das Reſultat der erſten Reformationskollekte übertraf die von ihrem Begründer gehegten Erwartungen weit. Es wurden für die Kirche in Bellinzona nicht 10,000, ſondern 32,767 Franken zuſammengelegt. Und nun ging es von Jahr zu Jahr aufwärts. Die zweite Kollekte (Bremgarten) betrug ſchon 36,956 Franken, die dritte (Arth-Goldau) ſtieg ſogar über Fr. 60,000 und als ſie 1906 zum zehntenmal erhoben wurde, durften dem evangeliſchen Schulhaus in der Stadt Freiburg Fr. 72,649 zugewendet werden. Die Vereine und ihre Kantone beteiligen ſich immer eifriger bei der Sache, das proteſtantiſche Volk ſieht die Zweckmäßigkeit und den Segen der Einrichtung immer beſſer ein. Die Reformationskollekte iſt im beſten Sinne populär geworden. So ſtellt ſich allein das Zürcher Volk ſeit 1899 mit durchſchnittlich 25,000 Franken ein. Selbſt, als ſie abweichend von ihrem eigentlichen Zweck für einen Schulhausbau beſtimmt war, zeigte ſie nicht bloß keine Abnahme, ſondern ſtieg auf eine früher nicht erreichte Höhe. Und was das erfreulichſte, die ſonſtigen Einnahmen der Vereine haben durch ſie keinerlei Einbuße, ſondern, eben weil nun das Intereſſe an unſerem Werk

in weiten Kreiſen iſt geweckt worden, eine erhebliche Vermehrung erfahren. Mit einem Schlage ſind wir nun in den Stand geſetzt, als ein Plus zu unſern ſonſtigen Leiſtungen jedes Jahr eine neue Kirche in der Diaſpora zu bauen. Des ſind wir fröhlich.

Und doch ſo ſehr wir Grund haben, Gott und Menſchen für ihre Hilfe und Handreichung zu danken, wir dürfen dieſes Kapitel nicht im Jubelton ausklingen laſſen. Die 290,000 Franken, die uns im Jahre 1904 zur Verfügung ſtanden, ſind eine ſchöne Summe. Aber wenn wir uns fragen: wieviel macht das aus auf den einzelnen Proteſtanten, und wenn die Antwort lautet: höchſtens 15 Rappen per Kopf, dann wird unſere Freude erheblich gedämpft. Und vollends muß aller Selbſtruhm verſtummen, wenn wir hören, daß die Katholiken für ihre Diaſpora bedeutend mehr leiſten und größere Opferwilligkeit an den Tag legen. Nun ja, wird man uns einwenden, dort gilt das Geben für kirchliche Zwecke als ein beſonders verdienſtliches Werk und die Prieſter legen es dem Volk als ſolches mit Eifer und Nachdruck aufs Gewiſſen — gewiß ſo mag es ſein. Aber ſollte der Werkgerechtigkeit mehr Tatkraft und Hingebung innewohnen als der freien evangeliſchen Liebe?

So iſt denn in dieſem Kapitel gar viel vom Geld die Rede geweſen. Man ſpricht in unſern Tagen wohl viel von der brutalen Herrſchaft des Geldes und dem Fluch, der auf ihm laſtet. Man kann aber umgekehrt auch vom Liebesdienſt und Segen des Geldes reden. Es war im Herbſt 1906 beim Guſtav-Adolf-Feſt zu Augsburg. Vor gedrängt gefüllter Kirche hielt Generalſuperintendent Dr. Kaftan aus Kiel die Feſtpredigt über das Wort des Herrn an Petrus (Luk. 22, 32): Und wenn du dermaleinſt dich bekehrſt, ſo ſtärke deine Brüder. „Was tun wir denn?“ fragte er. „Wir ſammeln Geld, wir verteilen Geld, wir ſenden Geld, elendes Geld. Wir ſchicken Geld und immer wieder Geld. Wie oft hat uns das zur Geringſchätzung gedient; wie oft wurde gerade deshalb auf uns herabgeſehen von geiſtlicher Höhe. Aber ficht uns das an? Wir wiſſen, was Geld iſt. Geld iſt Kraft, konzentrierte Kraft auch im Reiche Gottes. Aus der Geldſaat erwuchſen Kirchen,

entſtanden Pfarrhäuſer und Schulhäuſer, und Gemeinden wurden, die nicht Gemeinden waren. Ja, in dem elenden Geldſenden liegt ein Stärken der Brüder. Und das greift viel tiefer noch. Größer als das Sichtbare, als das, was in Kirchen und Pfarren und Schulen uns vor Augen ſteht, iſt das Unſichtbare. Was iſt das? Ich ſage noch einmal: Geld iſt konzentrierte Kraft. Wo Bruderliebe es darreicht, wirklich aus dem Evangelium geborene Liebe zu denen, die mit uns denſelben teuren Glauben empfangen haben, da iſt Geld konzentrierte geiſtliche Kraft. Da wirkt es geiſtlich. Da wirkt es in den Seelen der Vereinſamten, der Zerſtreuten. Es ſteckt in ihm, was ihre Seelen froh macht, was ſie aufjauchzen läßt, was ſie ſtark macht, die in ihrer Vereinſamung Schwachen ſtark. Das iſt das Bewußtſein: Es gibt eine Kirche des Evangeliums, und ihrer ſind wir alle Genoſſen und dieſe Kirche iſt eine Macht, nicht nach Art der Welt, nicht voll ſtolzer Pracht, dennoch eine Macht, eine Macht geiſtiger Art, geiſtlicher Art, eine Macht, die uns alle umſpannt, die uns hält und trägt, die zerſtreuten Söhne und Töchter des Evangeliums auf Erden."

Bedrängte Glaubensbrüder rufen
Aus vielen Nöten rings umher;
Wir treten an des Tempels Stufen
Und legen ein zu deiner Ehr'.
Laß Herz und Hände willig ſein
Und Gutes tun. Die Sach' iſt dein. (J. P.)

4. Unſre Feſte.

Aber nun ſollte doch endlich von der Arbeit die Rede ſein und nicht von den Feſten. Die Hilfsvereinsfeſte ſind Arbeit. Was tun wir an unſern Feſten? Wir ſammeln Geld für unſre zerſtreuten Glaubensbrüder, wir ſuchen in weiten Kreiſen die hilfreiche Liebe zu wecken und zu ſtärken, wir beraten, was unſrer Sache frommt, wir ermuntern uns gegenſeitig

zu neuem Eifer und freudigem Tun. Das ist ernste, stille Arbeit, die den lauten Jubel und gemeinen Festgenuß nicht aufkommen läßt. Wir Schweizer gelten sonst als ein festfrohes Volk, das versteht Feste zu feiern, aber unsre kirchlichen und religiösen Feste zeichnen sich durch Schlichtheit und Nüchternheit aus. Da entfaltet unser großer Bruder in Deutschland weit mehr Glanz und Pracht. Wir machen ihm daraus keinen Vorwurf, eines schickt sich nicht für alle. Der schweizerische Abgeordnete sagte einmal in einer großen Festgemeinde des Gustav-Adolf-Vereins, eine Hauptversammlung unseres schweizerisch protestantischen Hilfsvereins verhalte sich zu einem Gustav-Adolf-Fest, wie der Jodler eines Hirtenknaben oder schweizer. Sennen zur Aufführung einer Beethoven-Sinfonie im sogenannten Gewandhaus, dem berühmten Konzertsaal in Leipzig, worauf der liebenswürdige Vorsitzende unter Beifall und Heiterkeit der Versammlung erwiderte, ein guter frischer Jodler sei ihm unter Umständen lieber als eine schlecht gespielte Sinfonie. Nun es ist wahr, die Gustav-Adolf-Feste sind Sinfonien zu vergleichen, von einem zahlreichen Orchester erprobter Musiker gespielt mit allem Schwung, großer Präzision und reicher Tonfülle. Da ist die ganze Stadt beflaggt, alles jung und alt feiert mit, man hält öffentliche Umzüge mit Musik, Festgottesdienste, bei denen berühmte Kanzelredner auftreten und die weiten Dome die Menge nicht zu fassen vermögen, die Stadtbehörden öffnen die Ratsäle, ordengeschmückte Minister, Konsistorialräte und sonstige hohe Würdenträger tauschen Begrüßungsreden, dem Kaiser wird ein telegraphischer Glückwunsch gesandt, den der Monarch huldvoll erwidert, man legt grandiose Geldspenden zusammen und bestimmt in spannender Abstimmung, welcher der drei vorgeschlagenen Diasporagemeinden die große Liebesgabe zufallen soll, und diesen offiziellen Tagesverhandlungen folgen belebte Abendversammlungen, wo Volksredner von Gottes Gnaden und mit materieller Not und römischer List kämpfende Diasporapfarrer die Massen für die heilige Sache begeistern. So geht es drei Tage lang. Jedes Jahr kommt die Ehre an eine andere deutsche Stadt, die Gustav-Adolf-Leute zu beherbergen. So werden diese Protestantentage oder, wie sie einer genannt hat, evange-

lischen Vereinsreichstage hin und her in deutschen Landen gehalten und gefeiert, Tausenden zur Stärkung ihres evangelischen Bewußtseins und Glaubens.

Solchem gegenüber nimmt sich, was wir bieten und veranstalten, unscheinbar, ja ärmlich aus. Wenn ich ein Maler wäre und ein Porträt unsres Hilfsvereins zu entwerfen hätte, ich würde das Bild eines schlichten Bauersmanns, etwa eines Baselbieters von echtem gutem Schlage, malen. Im einfachen halbleinenen Rock geht er bedächtig seines Weges, ruhige Besonnenheit und praktischer Verstand spricht aus seinem Wesen. Luxusausgaben gestattet er sich nicht, schon seine Mittel verbieten es ihm; überschwengliche Ziele hat er sich nicht gesteckt, er hält sich an das Naheliegende und Erreichbare. Er ist etwas trocken und wortkarg, aber unter seinem groben Kittel schlägt ein warmes Herz für die Not der Brüder. Und wie sein ganzes Wesen weniger in Gefühlen als im praktischen Handeln besteht, so siehst du ihn überall seinen Mann stellen, wo es gilt werktätige Liebe zu üben. Das ist der protestantische Hilfsverein. Unser Volk hat den wackern Gesellen lieb. Aber es kommt seinetwegen nicht in allzugroße Begeisterung. So hören wir denn des öftern die Klage, daß er da, wo er den Leuten von seinem Wirken berichten und sie für seine Aufgaben interessieren möchte, einer etwas kühlen Stimmung begegnet. Man legt ihm ein Scherflein in die dargehaltene Hand und schenkt ihm das volle Zutrauen, daß er es gut verwenden wird, aber man läuft seinetwegen nicht in großen Scharen zusammen, wenigstens da nicht, wo er sich oft zu zeigen pflegt. Was die Mission für viele so anziehend macht, fehlt ihm: der Reiz des Fremdländischen.

Und doch auch er weiß Feste zu feiern, die an edlem Gehalt und wahrer Schönheit ihresgleichen suchen. Was ist das doch für ein Freudentag, wenn nach jahre- oft jahrzehntelangem Mühen und Arbeiten, Hoffen und Harren die Diasporakirche vollendet dasteht und es heißen kann: der Vogel hat ein Haus gefunden und die Schwalbe ihr Nest, da sie Junge hecken, deine Altäre, Herr Zebaoth, mein König und mein Gott! wenn die Glaubensbrüder, die im fremden Land und unter Anders-

gläubigen wohnen müſſen, ſagen dürfen: nun haben wir unſer Gotteshaus, einen Halt und Sammelpunkt, die Heimat der Seelen.

Gar ſchön hat kürzlich ein ſt. galliſcher Pfarrer ſeinen Unterrichtskindern davon geredet. Nachdem er die Freude an

Die evangeliſche Kirche in Monthey (Unterwallis), erbaut 1904.

jeder großen, edlen Sache, am Suchen und Finden der Wahrheit, am Streben nach hohen Zielen, an der Pflege des Schönen, am Wohltun aufgezählt hatte, fügte er hinzu: „Wenn ihr eine mächtige, überwältigende, wahrhaft heilige Freude ſehen und erleben wollt, ſo benutzet die Gelegenheit, wo ſie ſich euch früher

oder ſpäter bietet, der Einweihung eines Gotteshauſes beizuwohnen. Da ſehet ihr mit eigenen Augen, da fühlet ihr tief in der Seele, was heilige Freude iſt, die wie keine andere das Herz erquickt und die nicht verrauſcht mit den flüchtigen Stunden des feſtlichen Tages, die ihr vielmehr als erhebende Erinnerung fürs ganze Leben mit nach Hauſe nehmet!“ Manche haben ungläubig gelächelt, als ſie das hörten. Aber andern, beſonders denen draußen in der Diaſpora, waren die Worte aus dem Herzen geſprochen. Es iſt ſo, riefen ſie aus, wir durften es erfahren.

Nur einmal, als 50 Jahre verfloſſen waren ſeit der Gründung unſres Werkes, glaubte man ſich ein etwas prunkvolleres Feſt gönnen zu dürfen. Da haben Baſel, Zürich, Bern, St. Gallen, Genf und andere unſrer Vereine ihre Jubiläen gefeiert, frohe Tage des Dankes für Gottes Durchhilfe und Segen. Wir verweilen einen Augenblick bei der Jubelfeier des Vorvereines am 10. und 11. Oktober 1892. Von allen Seiten ſtrömten ſie zuſammen; es kamen die Veteranen aus der Schweiz: ein Antiſtes Finsler aus Zürich, ein Pfarrer Ochſenbein aus Bern, die deutſchen Guſtav-Adolf-Vereine in Leipzig, Baden und Württemberg ſandten ihre Vertreter, ebenſo die Diaſpora Öſterreichs und Frankreichs und ſonſt eine große Schar von Freunden, Mitarbeitern und Schutzbefohlenen, die, überzeugender als alle Feſtreden es vermochten, das Wachſen und Fruchtbringen des Werkes bekundeten. Nachdem man wie gewohnt die vorliegenden Geſchäfte in ernſter Arbeit erledigt, legte man eine außerordentliche Spende von Fr. 13,500 zuſammen, welche als Jubiläumsgabe den Grundſtock bilden ſollte zur Gründung der Kirchgemeinde Balsthal-Gäu im Kanton Solothurn. „Eine neue evangeliſche Gemeinde in der Diaſpora“, ſagte der Präſident des Vorvereins,*) „ſoll das Eben-Ezer ſein, das Denkmal, welches uns allezeit erinnere, wie Gott unſerm proteſtantiſch-kirchlichen Hilfsverein bis hierher geholfen hat durch ein halbes Jahrhun-

*) Arnold von Salis von Baſel (geb. 1847), als Pfarrer von Lieſtal Mitglied des baſellandſchaftlichen Hilfsvereins, ſeit ſeiner Überſiedelung nach Baſel 1886 Mitglied und ſeit Pfarrer Stähelins Tod 1888 Präſident des Vorvereins.

dert, und welches uns das Vertrauen ſtärke, daß er weiter helfen werde, wenn wir treu ſein wollen!“ Dann zog man ins Baſler Münſter zum Feſtgottesdienſt. Antiſtes von Salis erzählte in gedrängter Kürze der Verſammlung die Geſchichte des Vereins, worauf Profeſſor Rudolf Stähelin, Baſels Kirchenhiſtoriker und als ſolcher Nachfolger Hagenbachs, eine feine Feſtrede hielt über das Wort 1. Joh. 5, 1: „Wer da glaubt, daß Jeſus ſei der Chriſt, der iſt von Gott geboren. Und wer da liebet den, der ihn geboren hat, der liebet auch den, der von ihm geboren iſt.“ Er zeigte, wie dankbare Liebe zu Gott und werktätige Liebe zu den Brüdern die Geſinnung ſei, aus der unſre Arbeit hervorgegangen und auch in der Zukunft immer werde hervorgehen müſſen. Es darf wohl die noble Art erwähnt werden, mit der man an dieſen Feſten über die katholiſche Kirche redete. Man war nicht zuſammengekommen, um Andersgeſinnte zu bekämpfen oder zu ſchmähen, ſondern um Gott und Menſchen zu danken und zu neuer Arbeit und Treue ſich zu ermuntern. Man verſchwieg nicht, daß „eine bis ins innerſte reichende Verſchiedenheit“ uns von der Kirche Roms trenne, und daß wir deshalb „die dringende Pflicht haben, der zerſtreuten Glaubensgenoſſen uns anzunehmen und das uns geſchenkte Gut reiner Gotteserkenntnis und wahrer Gerechtigkeit ihnen zu erhalten“ — aber man verſchwieg auch das Gute der katholiſchen Kirche nicht, man leugnete nicht, daß auch in ihr „Mächte göttlicher Wahrheit und Liebe wirkſam ſeien“. In dieſem Geiſt wahrhaftiger Friedfertigkeit hatte der Baſler Feſtredner geſprochen, und nicht minder einige Monate ſpäter der Berner, Profeſſor S. Öttli, der ſeiner Rede geradezu die Überſchrift gab: „Die idealen Seiten der päpſtlichen Kirche in proteſtantiſcher Beleuchtung“.

Von einer hohen und weiten Auffaſſung unſres Werkes zeugte auch die Anſprache, die der Vertreter des Leipziger Guſtav-Adolf-Vereins, Profeſſor Dr. jur. Wach, beim Baſler Jubiläum hielt. Er ſprach davon, wie von Anfang an die beiden Vereine, der deutſche und der ſchweizeriſche, durch feſte unauflösliche Bande verbunden ſeien und fuhr dann fort: „Sie ſind nicht von Menſchenhand geknüpft. Es ſind die Bande des

gleichen Berufs und des gleichen Glaubens. Wir wiſſen wohl, daß der Glaube aus der Predigt, die Predigt aber durch das Wort Gottes kommt und daß die verſchiedenen im Laufe der Geſchichte gewordenen kirchlichen Bildungen die ehrwürdigen heiligen Gefäße ſind, in denen das Teſtament unſres Herrn und Heilands vollführt werden ſoll. Aber wir wiſſen auch, daß keine dieſer evangeliſchen kirchlichen Organiſationen das Reich Gottes auf Erden darſtellt, denn dieſes Reich Gottes iſt inwendig in uns und wir wiſſen, daß wir alle nur einen Grund, das Evangelium, und nur einen Mittler und Erlöſer haben, Jeſum Chriſtum. Von dieſer Einheit im Geiſt ſind unſre Vereine und iſt deren Verhältnis ein lebendiges Zeugnis. Wir bauen Gotteshäuſer und Schulen, fördern die Diener und Lehrer am Wort, ſtatten die Kirchen aus und ſuchen nach unſern ſchwachen Kräften auf dieſem Wege die Kirche zu bauen und auszubreiten: die Gemeinde der Heiligen, die kein Zwieſpalt der Konfeſſion und Verfaſſung trennt, und von deren Gliedern das Wort des Apoſtels gilt: daß ſie eins ſeien in Chriſto Jeſu. Und dieſe Arbeit, an welcher mitunter verſtändnisloſe Kritik geübt worden, iſt um ſo bedeutſamer, als wie ſattſam bekannt, der Proteſtantismus der kirchenbildenden Kraft und der Machtmittel des Katholizismus entbehrt, und es daher doppelt notwendig iſt, daß wir uns zu den das Gemeindeleben fördernden Arbeiten werktätiger Liebe zuſammenſchließen. Wie die Morgenröte eines neuen Tages mutet es uns an, wenn wir ſehen, wie in unſerm Jahrhundert der Proteſtantismus zu ſolchen Werken neu erwacht iſt, und dieſelben ſtetig neue Triebe und Früchte zeitigen."

So ſprach der geiſtvolle und fromme deutſche Rechtsgelehrte. Und nach ihm noch mancher Diaſporafreund und Diaſporapfarrer Worte herzlicher Mitfreude, ernſter Aufmunterung, beweglicher Bitte. Und als man die ehrwürdigen Räume der Aula des Baſler Muſeums verließ, wo die Bildniſſe alter hervorragender Baſler von den Wänden herabgegrüßt hatten, und ſich zum Mittagsmahl begab, da begann auch die edle Dichtkunſt ihre Blumen zu ſtreuen zur Feier des Tages, des 11. Oktobers. Der Präſident des Vorvereins überraſchte die Freunde mit

einem von ihm gedichteten Feſtſpiele: Ein geiſtlich Spiel auf Zwinglis Todestag. Daraus möge dem Leſer einiges mitgeteilt werden. Es wurde ſchön und würdig dargeſtellt von einer Schar junger Baſler Theologen, die jetzt nach 15 Jahren in Amt und Würde ſtehen, mehrere von ihnen als treue Diaſporapfarrer. Zuerſt trat der Herold Baſels auf und ſprach:

Gott grüß euch all aus nah und fernen Landen,
Die ſich in Freud' und Lieb' zuſammenfanden:
In Lieb' zu hilfsbedürftigen Genoſſen
Des Glaubens, der den Himmel uns erſchloſſen;
In Freud', daß dieſe Lieb' ſeit fünfzig Jahren
Von Gott Gedeih'n und Segen hat erfahren!

Ihr wollt nicht ausruh'n nach getanen Werken;
Zu neuem Tun wollt ihr die Seele ſtärken.
Und ſtärken kann ſie dieſer Tag vor allen,
Der Tag, an dem einſt Zwingli iſt gefallen.
Der ruft uns ins Gewiſſen, was wir ſollen,
Und rührt das Herz uns, daß wir's freudig wollen.

Drum wird ein geiſtlich Spiel in jene Zeiten
Nun euer Aug' und euern Geiſt geleiten:
Ins Haus Ökolampads in Baſels Mauern,
Auf Kappels Feld mit ſeinen Todesſchauern.
Und was ihr ſchaut, Gott gebe, daß es mehre
Die Luſt am Liebeswerk zu ſeiner Ehre.

Und nun wurde die tafelnde Feſtverſammlung ins Haus Ökolampads geführt. Der Baſler Reformator wird von allen Seiten um Rat angeſprochen und erteilt ihn milde und weiſe: dem Pfarrer von Ulm, wie dem Waldenſer Jüngling, in feiner Weiſe deutet er an, daß der Schwertkampf für den Glauben gar leicht des Wortes Sturmlauf ſtille ſtelle. Da fällt wie ein Donnerſchlag in dieſe Beratungen die Nachricht vom Auszuge der Zürcher gegen die fünf Orte. Ökolampad ſagt von dieſem Krieg:

Ich ſäh' ihn lieber nicht der Wahrheit wegen;
Denn Chriſtus will das Schwert des Jüngers nicht
Für ſein Reich, welches nicht von dieſer Welt.
Doch wenn die Obrigkeit gebietet, ziemet uns
Gehorſam. Und der Hirte darf die Herde
Begleiten auch auf ihren Todesgang.

Das zweite Bild zeigt uns den todwunden Zwingli auf dem Schlachtfelde zu Kappel. Wir hören ihn sagen:

Gott ist gerecht. Wir ernten, was wir säten.
Ein jeder murre wider seine Sünde!
Man hätte vor zwei Jahren mir gehorchen
Und nimmer Frieden schließen sollen, eh'
Der Wahrheit freie Bahn in den fünf Orten
Und in den freien Ämtern war ertrutzt.
Verzeih's Gott denen, die zur Schonung rieten!
Nun ist geschehn, was ich vorausgesagt:
Mich hat's und manchen Ehrenmann gekostet,
Die um mich her vor mir entschlafen sind ....
Bringt dem Rat von Zürich
Als meinen letzten Willen dies Gebot:
Bleibt fest und treu, laßt durch dies Mißgeschick
Zu keinem frühen Frieden euch bewegen,
Der nicht der freien Predigt überall
Im Vaterlande Bahn und Gasse macht.
An meinen Posten ruft den Bullinger!
Gesegnet hab' ich selbst ihn zu dem Amt;
Er ist ein freier und ein tapfrer Mann
Und Streiter Christi. — Eilt, der Feind ist da!

Plündernde Feinde kommen, eine wilde Schar umringt den sterbenden Reformator, sie wollen ihn zum Abschwören seines Glaubens drängen; Zwingli bleibt standhaft:

Fürchtet euch nicht vor denen, die den Leib
Doch nimmermehr die Seele mögen töten!

Sie erstechen ihn. Der greise katholische Kaplan Hans Schönbrunner von Zug, vormals Chorherr in Zürich, spricht an der Leiche Zwinglis das schöne Wort:

Was auch dein Glaube war, ich weiß, daß du
Ein bied'rer Eidgenoß allzeit gewesen;
Verzeih' dir Gott, was du gesündigt hast.

In der dritten und letzten Szene sind wir wieder in Basel im Haus Ökolampads. Thomas Platter bringt Kunde vom Unglück bei Kappel und zugleich die Meldung, daß die Zürcher Geistlichkeit einstimmig Ökolampad zum Nachfolger Zwinglis gewählt habe. Der bescheidene Basler Antistes lehnt die Ehre ab, da er dem Tode nahe sei, und Zwingli selbst in Bullinger

ſich ſeinen Nachfolger erkoren habe. Zum Schluß läßt der Dichter mit ſeiner Beziehung auf das Werk des proteſtantiſchen Hilfsvereins den Ökolampad in prophetiſchem Geiſt von den zukünftigen Aufgaben der evangeliſchen Kirche ſprechen, die weniger darin beſtehen, ſich auszudehnen, als im Innern ſich auszubauen und die gefährdeten Brüder ihrem Glauben zu erhalten:

Ich ſcheide bald und gern, wie mein Gott will;
Denn ſeht: mein Lebenswerk iſt nun vollbracht;
Ich ſollte pflanzen, ſollte neues ſchaffen,
Die Kirche Chriſti mehren. Nun ruft Gott
Aus dieſer unglückſel'gen Schlacht zu Kappel:
„Bis hierher und nicht weiter" ernſt uns zu.
Ausdehnen wird ſich unſer Haus nicht mehr
In dieſen Landen. Nun gilt es hinfort
Im Innern mit Geduld es auszubauen.
Das können andre auch; drum darf ich gehn.
Vielleicht in ſpätern Zeiten regt ſich wieder
Ein neuer Kampf des Lichtes mit der Nacht.
Sorgt, daß wir keinen bis dorthin verlieren
Aus unſern Reih'n, der ihnen angehörte!
Daß Baſel ſei der Glaubensbrüder Hort!
Sagt's denen allen, welche nach mir kommen!
Und Gottes Gnade ſchirm' euch fort und fort.

Soweit das geiſtliche Spiel, das dem ſchönen Feſte eine beſondere Weihe verlieh. Aber auch andre Dichter hatten ſich mit Blumenſträußen eingeſtellt. So hatte Pfarrer Jakob Probſt, damals in Horgen am Zürichſee, dem proteſtantiſch-kirchlichen Hilfsverein in Baſel zu ſeiner Jubelfeier fünf markige Lieder gewidmet, deren eines wir zum Schluß dieſes Kapitels mitteilen wollen:

Herr Gott, du haſt uns hochgeacht't,
Zur Freiheit uns geboren.
Du haſt uns aus des Irrtums Nacht
Zum Volk des Lichts erkoren,
Haſt auf den Leuchter uns geſtellt
Und uns zu Leid der böſen Welt
Mit Segen überſchüttet.

Nun ſteh'n vor dir wir arm und ſchwach;
Der Ruhm iſt uns verblichen.
In Werk und Lehre tauſendfach
Sind wir von dir gewichen.

Verwirf uns nicht, du heil'ger Gott;
Gib uns nicht hin der Feinde Spott,
Erbarm' dich deiner Herde!

Richt' auf dein Haus von Land zu Land;
Laß Helden auferſtehen!
Heil' du den Schaden, deck' die Schand',
Hör' deiner Knechte Flehen.
Der toten Schar hauch' Leben ein,
Das dürre Feld laß fruchtbar ſein
Durch deine Gnadenſtröme.

Laß gleich wie zu der Väter Zeit
Ein neues Pfingſten werden;
Gib Frieden Herr und wehr' dem Streit
Der Hirten und der Herden.
Vom Weizen ſond're bald die Spreu;
Des Wortes Kraft laß werden neu;
Hilf uns im Lichte wandeln.

Stärk' uns, daß wir zu deinem Ruhm
Das Schwert des Geiſtes ſchwingen,
Mit ſanftem Stab zum Heiligtum
Zerſtreute Brüder bringen;
Laß Chriſti Kirche gnadenreich,
Der Stadt auf einem Berge gleich
In heil'gem Schmucke prangen.

5. Das Arbeitsfeld.

Der geneigte Leſer weiß, wie es zuging, als das Volk Israel das Land Kanaan in Beſitz nahm, wie da jeder der zwölf Stämme ſein Gebiet ſich ausſuchte, ſeine Grenzen ſich ſteckte: da will ich mich anbauen, da ſoll mein Arbeitsfeld ſein. Nicht anders machten es unſere ſchweizeriſchen Hilfsvereine. Anfangs zwar war's noch Pionierarbeit, ein Auskundſchaften des Terrains: Man beſoldete etwa einen Wanderprediger, man half den Landsleuten, die nach Nordamerika auswanderten, man unterſtützte arme Gemeinden in Öſterreich und Graubünden oder die Deutſchen

in der Waadt. Das waren erſte Verſuche. Dann aber kam Plan und Ordnung in den Feldzug und bald war für alle Vereine der Wirkungskreis und für die meiſten auch ein beſonderes Gebiet gefunden. War doch die Wahl durch die geographiſche Lage gegeben. So warf Genf ſeine Hauptmacht

Die evangeliſche Kirche in Egerkingen (Kt. Solothurn), erbaut 1898.

nach dem benachbarten Frankreich, wo es bald an die dreißig Diaſporapoſten unterſtützte. Waadt fand überreiche Arbeit an den deutſchen Gemeinden in ſeinem Kanton, ſowie in Freiburg und Unterwallis. Neuenburg nahm ſich, nachdem der Staat die Verſorgung der dortigen deutſchen Gemeinden übernommen, des freiburgiſchen Stäfis und des franzöſiſchen Morteau an, Bern wurde faſt ganz von der Sorge für die Pfarreien und Schulen in Freiburg, Wallis, Unterwalden und Luzern in Beſchlag

genommen. Baſel hatte ſein Olten, ſein Lyon und Marſeille, ſpäter ſein Surſee, mit Baſelland zuſammen Arlesheim, Allſchwil, Birsfelden und Balsthal, mit Zürich zuſammen den Teſſin, mit Bern zuſammen Willisau uſw. Appenzell nahm ſich der Proteſtanten im katholiſchen Innerrhoden an, Freiburg-Murten derer im katholiſchen Kantonsgebiet. Zürich fand in der ſchwyzeriſchen March und im Kanton Zug ein weites Diaſporagebiet, wozu ſeit dem Bau der Gotthardbahn noch Innerſchwyz-Uri mit den Gemeinden Arth, Brunnen und Erſtfeld kam. Aargau und St. Gallen brauchten nicht über die Grenze zu gehen, die aargauiſchen Gemeinden Bremgarten, Rheinfelden und neuerdings Frick und Mellingen und die ſt. galliſchen Rorſchach, Ragaz, Wallenſtadt, Wyl, Goßau, Bütſchwil zeigen, daß im eigenen Kanton der Arbeit übergenug vorhanden. Und wem, wie einſt dem Stamme Levi kein eigenes Gebiet zugefallen, der ſtellte ſeine Gaben und Kräfte in den Dienſt des Ganzen und half da und dort, wo die Not es erheiſchte. Als ſolche Helfer in der Not erwieſen und erweiſen ſich in treuer Arbeit die Vereine Thurgau, Graubünden, Schaffhauſen und Glarus. So gehen ſie alle, jedes ſeinen gewieſenen Weg, um ſich dann wieder zu vereinigen zu gemeinſamem Wirken. Baſel und die oſtſchweizeriſchen Sektionen ſenden jährlich ſtattliche Summen nach dem bedrängten Öſterreich und die drei welſchen Vereine haben ſich die Anſtellung eines franzöſiſchen Pfarrers in Wien zur Aufgabe gemacht. Als Leutwylers Werk in Chile unſrer Handreichung in ausgiebiger Weiſe bedurfte, da fand es faſt überall offene Hände. Auch unſre Brüder im Waadtland wurden nicht im Stiche gelaſſen, wenn ſie für ihre vier deutſchen Gemeinden baten. Und ſoll irgendwo gründlicher geholfen werden, ſo ſind die gemeinſamen Liebesgaben da, vor allem unſre Reformationskollekte. Davon iſt im vorigen Kapitel die Rede geweſen. So ſtützt und ſtärkt man einander im gegenſeitigen Austauſch der Gaben, wie's im Liede heißt:

Sollt' wo ein Schwacher fallen,
Der Stärkre ſpring' ihm bei;
Man trag', man helfe allen
Man pflanze Lieb' und Treu'.

Man hat ſchon gefragt: wozu dieſer Austauſch der Gaben? Was hat es beiſpielsweiſe für einen Sinn, daß Zürich im Jahre

Die evangeliſche Kirche in Bremgarten (Kt. Hargau), erbaut 1900.

1906 Fr. 400 der aargauiſchen Diaſpora zuwendet und Aargau gibt genau dieſelbe Summe an zürcheriſche Poſten? Das hat den Sinn, daß durch ſolches Geben und Empfangen das Intereſſe und die Teilnahme geweckt und vermehrt wird. Man

pflanze Lieb' und Treu'. So bleibt unſer Werk friſch und lebendig. Und welches iſt nun die Frucht dieſer Liebe? Durchwandern wir unſer Schweizerland, ſo ſehen wir, wie in den 65 Jahren, ſeit unſer Verein arbeitet, nicht weniger als 55 Kirchen und Kapellen nebſt zahlreichen Pfarrhäuſern und Schulgebäuden errichtet und mit Pfarrern und Lehrern verſehen worden ſind. Im Ausland werden gegenwärtig unterſtützt zirka 60 Poſten in Öſterreich, etwa 10 in Deutſchland, 25 in Frankreich, 1 in Belgien, 2 in Italien, 2 in Spanien, 1 in der Türkei, 2 in Südamerika und zwar ſo, daß im Jahre 1906 58,000 Franken ins Ausland und 206,000 Franken in die Schweiz gegeben wurden. Das iſt unſer Arbeitsfeld. Ein weites fürwahr. Die Ernte iſt groß!

Der kundige Bibelleſer weiß, daß im Buche Joſua die Verteilung des Landes unter die zwölf Stämme berichtet wird, aber erſt im folgenden Buch der Richter erfahren wir, welche Kämpfe es koſtete, durch wieviele Mühe, Schwierigkeiten und Mißerfolge es ging, bis man am Ziele war. So haben wir im obigen bloß eine ſummariſche Überſicht unſres Arbeitsfeldes gegeben. Von der Arbeit ſelbſt, wie ſie im einzelnen unter Kampf und Sorge ſich vollzog, und den farbigen lebensvollen Bildern, die dabei ſich entfalten, ſoll nun im weitern die Rede ſein.

6. Der ſchweizeriſche Diaſporapfarrer und ſeine Gemeinde.

Man hört hin und wieder fragen: Iſt ein Diaſporapfarrer denn mehr als andere Pfarrer, daß ihr jedes Jahr über ihn und ſeine Tätigkeit des langen und breiten in die Welt hinausberichtet, während über die nicht minder treue und wichtige Arbeit ſeiner Amtsbrüder daheim ſelten ein Wort in die Öffentlichkeit dringt? Nein, mehr iſt er nicht, weder als andere Pfarrer noch als andere Menſchen. Wir halten als evangeliſche Chriſten

das allgemeine Prieſtertum hoch nach dem Worte Luthers: „Ein Schuſter, ein Schmid, ein Bauer, jeglicher ſeines Handwerks Amt und Werk hat und ſind doch alle geweihte Prieſter, d. h. geiſtliche Perſonen.“ Gott ſieht nicht auf Stand und Würde, nur auf die Treue achtet er. Jede ehrliche Arbeit iſt Gottesdienſt. Und keiner, der mit den Verhältniſſen der Diaſpora vertraut iſt, wird von einer höheren Würde des dortigen Pfarrers reden, wohl aber von manchem Kampf, von mancher Mühe und Entbehrung, die jener vor andern voraus hat. Das iſt ſeine Auszeichnung und Würde. Man denke doch, was alles von ihm verlangt wird, was alles er haben und welch verſchiedenartige Vorzüge er in ſich vereinigen muß. Er darf nicht zu jung und zu unerfahren ſein, ſonſt iſt er den verwickelten Verhältniſſen ſeiner aus mancherlei Elementen zuſammengeſetzten Gemeinde nicht gewachſen — aber auch ja nicht zu alt, ſonſt kann er die großen Wegdiſtanzen ſeines ausgedehnten Sprengels nicht durchmeſſen, kann nicht zur Sommers- und Winterszeit an all den Orten zu Dienſten ſein, wo man ihn hinruft. Er ſoll energiſch, initiativ ſein, und zugleich von großer Geduld und Beſonnenheit. Er ſoll ein entſchiedener Proteſtant ſein, aber ja nichts von einem Fanatiker an ſich haben; er ſoll ſtets bereit ſein zur tapfern Abwehr römiſcher Übergriffe und doch ja den Frieden nicht leichtfertig ſtören. Er wird von den Katholiken ſcharf beobachtet, darum muß ſein Wandel ganz beſonders lauter und unanſtößig ſein. In manchen Gegenden wird außerdem von ihm verlangt, daß er abwechſelnd in deutſcher und franzöſiſcher Sprache predige.

Man ſollte alles tun, unſern Diaſporapfarrern ihre Arbeit zu erleichtern und lieb zu machen. Nun, wir hören es manche von ihnen bezeugen, wie ihr Amt trotz manchem Schweren, das hier mehr noch als anderswo ihrer wartet, eben doch ein beſonders ſchönes und dankbares ſei. Und es iſt in jüngſter Zeit mehrmals vorgekommen, daß tüchtige Seelſorger aus ihren längſt geordneten landeskirchlichen Gemeinden in die Diaſpora gegangen ſind. Aber das Umgekehrte iſt naturgemäß das häufigere ſchon aus rein äußeren Gründen. Und doch ſollten wir unſere Diaſporapfarrer nicht kärglicher, ſondern reichlicher ſtellen können als die-

jenigen in der Heimat. Wir anerkennen gerne, daß mehrere Vereine, wie Zürich und Bern, ſich alle Mühe geben, ihre Diaſporapfarrer für ihre große, mühſame Arbeit angemeſſen zu honorieren. Aber wenn wir recht ſehen, bleibt auch der beſtgeſtellte Diaſporapfarrer hinter der Durchſchnittsbeſoldung eines vom Staate angeſtellten Landpfarrers noch zurück. Das ſollte im Intereſſe der Sache und um der Gerechtigkeit willen anders werden. Die Kolonialmächte geben den Soldaten, die in den Kolonien an exponierten, ſchwierigen Poſten dienen, einen höhern Sold als ihn die Truppen im Mutterland beziehen. Wir verlangen nicht dasſelbe Verfahren auch für unſere Vorpoſten in der Diaſpora, wohl aber ſollten ſie nicht ungünſtiger ſituiert ſein als ihre Kollegen und Mitſtreiter daheim. Es hört ſich ſchön und erfreulich an, wenn von der Gründung neuer Gemeinden, vom Bau neuer Kirchen, Pfarr- und Schulhäuſer berichtet wird, aber ebenſo wichtig und notwendig dürfte die Weiterführung und der innere Ausbau der Pfarreien ſein. Und der Arbeiter iſt ſeines Lohnes wert. Möchten uns auch dazu die Mittel immer reichlicher zufließen und möchte, was nun im folgenden erzählt wird, mit dazu beitragen, daß das treue Wirken unſerer Arbeiter draußen in der Zerſtreuung von unſerm evangeliſchen Schweizervolk gebührend und beſſer als bisher geſchätzt werde.

Ihr Arbeitsfeld iſt ausgedehnt. Bildet doch der ganze Kanton Zug und ebenſo der Kanton Unterwalden nur eine Pfarrei mit einem Pfarrer, lange Zeit galt dies ſogar von Freiburg, Wallis und Teſſin. Von Airolo bis Chiaſſo und wiederum von Brig bis zum Genfer See, wahrlich eine lange paſtorale Marſchroute. Aber auch jetzt, da der katholiſche Teil des Kantons Freiburg längſt ſeine fünf Diaſporapfarrer und Wallis und Teſſin deren je zwei zählt, liegt auf dem Stadtpfarrer von Freiburg und auf dem Pfarrer von St. Antoni, ſowie auf demjenigen des Oberwallis und des nördlichen Teſſin der Arbeit noch mehr als genug. Die Diaſpora des luzerniſchen Willisau-Ruswil zählt 3400 Seelen und erſtreckt ſich über 17 Ortſchaften; klein, nur 400 Evangeliſche, iſt das Häuflein, das der Pfarrer von Surſee zu bedienen hat, aber es findet ſich in 24

Die evangelische Kirche in Zug, erbaut 1906.

Dörfern zerstreut. Der Seelsorger der deutschen Gemeinde Payerne hat jährlich gegen 200 Gottesdienste an 8 verschiedenen Orten zu halten, in einem Umkreis von 50 Kilometern; kein Wunder, daß er ohne Helfer seiner Aufgabe kaum zu genügen vermag. Und wenn wir nach dem Kanton Solothurn und nach der Urschweiz blicken, so sind Balsthal-Gäu mit seinen Endpunkten Welschenrohr und Egerkingen und Brunnen mit seiner Filiale Andermatt eben auch keine Ruheposten.

Zweck und Raum dieses Büchleins gestatten nicht, die Tätigkeit unserer Diasporapfarrer auf all den vielen Gebieten bis ins einzelne zu schildern. Nur einige Hauptmomente seien hervorgehoben.

Beginnen wir mit dem Wallis. Dieses arme und von der Welt abgeschlossene Land war gegen das Ende des XVI. Jahrhunderts zur Hälfte für die Reformation gewonnen, aber schon zu Anfang des XVII. Jahrhunderts durch die Gegenreformation wieder völlig katholisch geworden. Erst seit dem Jahre 1830 finden sich wieder einzelne Reformierte aus dem Bernbiet und Waadtland. Ein ehrwürdiger Greis, Zumstein von Saanen, welcher daheim die Gattinen jener Berner Ansiedler unterrichtet, ließ sich auf dringendes Bitten bewegen, über den Sanetsch zu ziehen und sich im „Weißen Kreuz" in Sitten niederzulassen. In den Jahren 1838—42 gab er hier 7—8 Kindern Unterricht. Vom Waadtland und Berner Oberland her kam dann und wann ein Pfarrer und hielt im kleinen Schullokal Gottesdienst. Das war der Anfang der Diaspora im Wallis. Dann folgten die stürmischen Zeiten der 40er Jahre, blutige Kämpfe zwischen den katholischen Parteien, unter denen das Häuflein Protestanten zu leiden hatte. Der protestantische Gottesdienst und Schulunterricht war nur privatim stillschweigend geduldet. Es kam vor, daß dem waadtländischen Pfarrer das Land verboten, daß evangelische Leichenzüge von der Straßenjugend beschimpft wurden. Hauptsächlich war es der Berner Hilfsverein, der sich der kleinen Schule in Sitten annahm, wo nach dem Wegzuge Zumsteins der wackere Lehrer Jakob wirkte, an dessen Kinderlehren sich auch die Erwachsenen erbauten. Auch dafür wurde gesorgt, daß auswärts wohnende Kinder im Hauptorte zum Zwecke des

Unterrichts konnten untergebracht werden: der Anfang des im Jahre 1869 gegründeten und bis heute im Segen wirkenden Penſionats zu Sitten. Gut, daß die deutſchen, evangeliſchen Familien aus der Bibel, dem Heidelberger Katechismus und den Gellertliedern ihre Seelennahrung ſchöpfen konnten. Groß war die Freude, als die längſt ausgegebene Loſung: ein Pfarrer

Die evangeliſche Kirche in Balsthal (Kt. Solothurn), erbaut 1906.

muß nach Sitten! endlich im Jahr 1858 ihre Verwirklichung fand. Ein ſt. galliſcher Pfarrer, Emanuel Schieß, der in Genf ſtudiert hatte, alſo beider Sprachen mächtig war, ließ ſich an den wichtigen und ſchweren Poſten berufen. Er ſchrieb an das Berner Komitee: „Auf die Hilfe meines treuen Heilandes will ich es wagen, die öſtliche Schweiz, die Heimat meiner Väter, zu verlaſſen und in das Land zu ziehen, das mein Lebenshirte mir zeigt. Ich nehme den Ruf an, Gott herzlich bittend, daß er mich ausrüſte mit Mut und Kraft, ihn mit Wort und Wandel frei und offen zu bekennen, damit die im Wallis zerſtreuten

Glaubensgenoſſen, um das Panier des teuren Evangeliums geſammelt, zum wahren evangeliſchen Glauben gebracht und alſo der Name unſeres Gottes und Heilandes auch durch mein armes Wirken in jenem Lande verherrlicht werde.“ Und von Bern aus antwortete man: „Der Herr ſegne Ihren Ausgang und Eingang. Der Wurf iſt getan, o Herr, laß wohlgelingen. Dürfen wir uns nur ſeines Ja und Amens getröſten, dann wird es der neuen Einrichtung nie an Herzen gebrechen, die ſich betend und helfend ihr zuwenden.“ Wohl fehlte es nicht an Entmutigungen. Welche Mühe hatte dieſer erſte proteſtantiſche Walliſer Pfarrer, eine Wohnung für ſich und ſeine Familie zu finden, bis endlich ein Pfarrhaus konnte erworben werden. Oft muß er klagen über den trockenen und harten Herzensboden ſeiner Gemeinde, über ihren Mangel an Glaubensmut, und angeſichts der für ſie gebrachten Opfer fragen: „Sind die 260 Proteſtanten ſolche Opfer wert?“ Aber er ſagte ſich: „Das Werk iſt notwendiger als glänzend: es ſind die Ärmſten unter den Armen. Sie hätten eine große Aufgabe in dem finſtern Lande und haben kein Bewußtſein davon und noch weniger die Eigenſchaften, ihr zu genügen. Nur das Wort Gottes kann ſie dazu tüchtig machen.“ Und ſeine Arbeit war nicht umſonſt. Bei ſeiner 1866 erfolgten Rückkehr in die Oſtſchweiz rief der Berner Bericht ihm nach: „Als er ins Wallis kam, fanden ſich einige 40 Familien vor, die mit wenigen Ausnahmen in keiner Verbindung untereinander ſtanden. Jetzt exiſtiert eine vom Staat anerkannte, von der katholiſchen Bevölkerung geachtete, in ihrem Innern organiſierte Gemeinde von ungefähr 700 Seelen, in der ſich mehr und mehr auch das evangeliſche Gemeindebewußtſein kräftig zu regen beginnt.“ Und die Vorſteherſchaft ſeiner Walliſer Gemeinde ſtellte ihm das Zeugnis aus: „Sein Andenken wird in Segen bleiben und wir hoffen zu Gott, das von ihm angefangene Werk werde fortblühen. Der Segen einer Vereinigung um und unter Gottes Wort, die Wohltat eines geregelten Kirchen- und Schulweſens wird von uns tief gefühlt.“

Sein Nachfolger, der Berner Pfarrer De Quervain, förderte den Bau des Penſionats in Sitten, der Schule in Siders

und die Vorbereitungen zum Kirchbau im Hauptorte; aber wichtiger ſchien ihm das andere: „Möchte nur der innere Ausbau der Gemeinde vorwärts ſchreiten und größere Einigkeit im Geiſte erzielt werden! Was würde alles Bauen nützen, wenn der innere feſte Grund fehlte, der gelegt iſt in Chriſto Jeſu? Gott und unſer Heiland helfe mir, daß ich hierin ein weiſer Baumeiſter werde und nicht bloß mit Holz, Heu und Stoppeln ein Werk baue, das durchs Feuer verbrennen muß. Er gebe Gedeihen zu unſerem Werk, daß es je länger je mehr ſich offenbare als ſein Werk.“

Auf De Quervain folgte 1872 der feurige, für Gottes Ehre und das Heil der Seele glühende unermüdliche Genfer Pfarrer Laſſerre. Ihm war es noch beſchieden, die Vollendung der Kirche in Sitten zu erleben. Hören wir, was darüber von einem Augenzeugen berichtet wird. Prächtig ſtieg der 3. Oktober 1876 über den Walliſerbergen empor. Aber eine Sorge lag auf allen Gemütern: Pfarrer Laſſerre war ernſtlich erkrankt. Zwar den Abſchied in der alten Kapelle konnte er noch halten. Aber er ſah leidend aus, innert Jahresfriſt hatte der junge erſt 33jährige Mann weiße Haare bekommen. Noch ſehe ich ihn, wie er vor der Türe des neuen Gotteshauſes, die Bibel emporhaltend, ausrief, daß es die Hauptſtraße hinabtönte: „Im Namen desjenigen, den wir in Übereinſtimmung mit allen wahrhaft Gläubigen ſeit den apoſtoliſchen Zeiten bis heute für das einzige Haupt der Kirche halten, deren Erlöſer und Bräutigam er iſt; den wir mit den Apoſteln Petrus und Johannes den Biſchof und oberſten Hirten der Seelen nennen — im Namen Jeſu Chriſti öffnen wir dieſe Kirche, und wir wiſſen, daß er da mit uns ſeinen Einzug hält.“ In der Kirche hielt er noch das Weihegebet, aber die Predigt hatte in der Eile Pfarrer Güder aus Bern übernehmen müſſen. Es iſt allerliebſt, das Sittener Kirchlein und alle die Anſprachen, die da gehalten wurden, waren überaus erhebend. Auch an der Mittagstafel wurden treffliche Worte geſprochen, namentlich vonſeiten der Stadtbehörde. Aber als man nun in eine Gartenwirtſchaft zog, wo die Kinder ihr Feſtchen hatten, mußte Laſſerre ſchnellſtens ſeinen Schmerzen weichen. Am folgenden Sonntag predigte

er noch über den Text: Gott ist ein Geist, und dann — und dann war er ein Mann des Todes. Auf dem Todbette diktierte er noch einen Brief an seine Gemeinde, den man ohne Bewegung des Herzens nicht lesen kann und einen Brief an die Gönner des Werks, in welchem er ihnen als sein Testament die Sorge für seine heißgeliebte Gemeinde ans Herz legte. Seinem Freunde bezeichnete er den Leichentext 2. Thess. 2, 15—17, aber er solle nicht von ihm reden, sondern Gott die Ehre geben. Das Abendmahl war sein letztes Erdenmahl. Am Morgen des 16. Januar 1877 erlöste ihn der Herr von seinem bittern Leiden. Ganz Sitten war in Aufregung, das Schicksal war auch gar zu ergreifend. Die Arbeiter stritten um die Ehre, den Sarg tragen zu dürfen. Katholiken wie Protestanten gaben ihm das Geleite, einige Fanatiker ausgenommen.

So entstand und wuchs das Werk im Wallis. Und heute? Heute beträgt infolge der aufstrebenden Industrie und der verbesserten Verkehrsverhältnisse die dortige protestantische Bevölkerung nahezu 2000 Seelen. Das durch den Waadtländerverein seit mehr als zwei Jahrzehnten pastorierte Unterwallis hat sich als selbständige Gemeinde losgetrennt, in Monthey eine Schule, 1902 einen eigenen Pfarrer und 1904 eine Kirche erhalten. In Saxon ist 1891 eine Schule und in Siders 1905 eine Kapelle erbaut worden. Anfeindungen vonseiten der katholischen Behörden blieben zwar auch in späterer Zeit nicht aus. Im Jahre 1870, als ein waadtländischer Kolporteur in St. Moritz und Sitten zuerst mißhandelt und dann polizeilich über die Grenze war geführt worden, rief der Berner Berichterstatter aus: In Spanien und in Rom ist mehr Freiheit als im Wallis! Und noch 1898 warnte der Hilfsbischof von Sitten in seinem Fastenmandat vor den protestantischen Pfarrern als vor Wölfen in Schafskleidern und nannte die Arbeit des protestantischen Hilfsvereins im Wallis eine unlautere und verwerfliche Invasion.

Aber das hindert nicht, daß die reformierten Gemeinden im Wallis mit ihren drei Kirchen und drei Schulen fortbestehen und will's Gott immer fester sich gründen werden auf den einen Grund Jesus Christus.

Und nun möchten wir den Leser gerne einladen, mit uns

einen Gang zu machen auch durch die andern vom Berner-Verein weiſe und umſichtig geleiteten Patronatsgebiete, nach dem katholiſchen Freiburgerland, wo Le Grand als erſter reformierter Pfarrer wirkte mit ſeiner demütigen aufopfernden Gattin, die in der gut katholiſchen Stadt eine „Heilige“ genannt wurde; wo in den bewegten Zeiten des Sonderbunds Pfarrer Dubuis mit ſeiner Frau von einer bewaffneten Rotte im Pfarrhauſe überfallen, als „Spion“ behandelt wurde und nur durch Flucht ſich retten konnte, wo man denſelben Pfarrer, als er ſpäter gegen die radikale Regierung in einer katholiſchen Volksverſammlung proteſtierte, in eine Kutſche ſetzte und unter polizeilicher Begleitung in den Kanton Bern zurückſpedierte; nach dem luzerniſchen Willisau-Ruswyl, wo ein einfacher Bauersmann „Vater Blaſer“ aus eigenen Mitteln einen Betſaal für die Filiale Hopöſchen erbaute; nach Alpnach, wo der Pfarrer neben ſeiner ausgedehnten Seelſorgerarbeit auch das volle Penſum des Lehrers zu bewältigen hat und wo das 1872 durch die Freigebigkeit eines Schaffhauſer Ehepaares erbaute Kirchen- und Schulgebäude 1887 abbrannte, um ſofort durch freundeidgenöſſiſche Bruderhilfe wieder hergeſtellt zu werden. Und wie würde ſich's lohnen, das prompte und ſiegreiche Entſtehen einer ſt. galliſchen Diaſporagemeinde, etwa des ſtolzen Rorſchach oder des ſtattlichen Goßau oder des opferfreudigen Wallenſtadt, eingehend zu verfolgen und auch ſonſt auf Schritt und Tritt zu beobachten, wie der Pfarrer das Häuflein ſeiner zerſtreuten Glaubensgenoſſen erſt mühſam aufſucht und dann ſammelt zum ſchmuckloſen Gottesdienſt in einem von der katholiſchen Behörde überlaſſenen Schulzimmer oder einer Kapelle oder einem Fabrikraum, in der Bauernſtube oder ſogar, wo es nicht anders zu machen, im Tanzſaal des Wirtshauſes, wie dann das Häuflein wächſt und ſich ausdehnt, wie der Gedanke eines Kirchbaus Wurzel faßt und Geſtalt gewinnt, wie durch lokale Kollekten, Baſars u. drgl. ſich der Empfang der Reformationskollekte vorbereitet, wie das lange Warten und Mühen gekrönt wird und Kirche ſamt Pfarrhaus zu aller Freude vollendet daſteht, wie man den Pfrundfonds äuffnet und die Schuldenlaſt tilgt, bis man zuletzt — was

allerdings noch nicht allzu häufig vorgekommen — völlig auf eigene Füße ſich ſtellt als ſelbſtändige äußerlich und innerlich erſtarkte evangeliſche Kirchgemeinde. Wir müſſen uns das verſagen und beſchränken uns darauf, dem Leſer noch ein Bild aus dem Leben eines Zürich unterſtellten Diaſporapfarrers vorzuzeigen. Wir führen ihn in das jüngſte der Zürcher Patronatsgebiete, nach Innerſchwyz-Uri. Hier entſtand infolge des Baus der Gotthardbahn eine Diaſporagemeinde um die andere. Seit 1886 war ein Pfarrer für Brunnen und Erſtfeld ſtationiert worden, 1898 erhielt Arth-Goldau einen ſolchen, 1899 Erſtfeld, es entſtanden Kirchen mit Pfarrhäuſern: 1890 in Brunnen, 1899 in Erſtfeld, 1900 in Arth — dank dem energiſchen zielbewußten Eingreifen des Zürcher-Vereins. Begleiten wir den Pfarrer in ſeine hoch oben im Gotthardgebiet gelegene Filiale Andermatt. Dort liegt ſtets ein Kontingent reformierter Soldaten, zu denen noch eine Anzahl proteſtantiſcher Familien kommt. Ihnen bringt der Diaſporapfarrer die Predigt des Evangeliums, bald der von Arth-Goldau, bald der von Erſtfeld, bald der von Brunnen. Hin und wieder findet auch ein Feldgottesdienſt ſtatt vor dem ganzen Offizierskorps und mehreren hundert Soldaten auf alpenroſengeſchmückter und mit Kanonen flankierter Kanzel, wobei die Unterwaldner Bataillonsmuſik die Choräle ſpielt. Nicht minder originell geſtalten ſich die Gottesdienſte im Winter. Hören wir den Pfarrer ſelbſt darüber: „Er hat etwas eigentümlich rührendes, dieſer Soldatengottesdienſt, und gar im Winter, wenn der Zugang erſt muß auf Schneeſchuh und Ski erkämpft werden. Seitdem wir das prächtige Harmonium haben, geht der Geſang ganz gut. Seit Anfang November findet regelmäßiger Religionsunterricht ſtatt für die Kinder der Fortangeſtellten. Zweimal habe ich auf Fort Bätzberg, 1900 m, mit der dortigen Feſtungsmannſchaft teils im freundlichen Adjutantenzimmer an der Felswand, teils im Wachtzimmer, auch mir unvergeßliche Abendgottesdienſte gehalten. Iſt's der Aufſtieg über die Schneehänge, iſt's die ergreifende Bergesſtille, iſt's der Gedanke an die hier auf der Höhe zuſammengeſcharten Soldaten, was die Seele ſo eigentümlich ſtimmt? Jener März- und jener Oktober-

abend bleiben mir in ſteter Erinnerung und auch die freundlichen Händedrücke und jene „Behüt' Sie Gott, Herr Pfarrer," und jene Stunde fröhlichen Beiſammenſeins als Bruder unter Brüdern und als Schweizer unter Schweizern. Iſt's nicht eine Freude, zu bekennen: Auch droben im Schnee, wo alles Leben tot iſt, lebt doch in rauher Soldatenbruſt das Glaubensleben? Einer dieſer Kameraden liegt im Hoſpentaler Friedhof. Im Spital Altdorf habe ich ihm nochmals ins Auge geſchaut, in der Nacht bin ich ihm nachgegangen, auf dem Gottesacker haben mit trauerndem Herzen Freunde die Ehrenſalven über das Grab gegen die ſonnenvergoldeten Firnen geſchoſſen, ich habe — die erſte proteſtantiſche Beerdigung in dorten — ihm die letzte Predigt gehalten und 's Vaterunſer gebetet. Daß ich mit der Unbill der Andermatter Witterung Bekanntſchaft machte, läßt ſich denken. Vergangene Oſtern (1902) trieb mich ein furchtbarer Schneeſturm die Schöllenen zurück und verwehrte den Durchmarſch. Der letzte Gottesdienſt im Jahre ſchloß mit einem unfreiwilligen dreitägigen Aufenthalt in Andermatt. „Eingeſchneit!" Auf Schneereifen war der Abſtieg am dritten Tage möglich. Aber eben überwundene Hemmniſſe bilden den Kitt zwiſchen Gemeinde und Pfarrer."

Oft werden dieſe Gänge und Fahrten durch das unwirtliche Gebirg geradezu gefährlich, wenn, wie es im März 1906 geſchah, bei der Teufelsbrücke kurz vor der Ankunft des Poſtſchlittens eine Lawine die ſtarke ſteinerne Bruſtwehr ſamt einem Teil der Straße in die Reuß hinunterreißt und der Pfarrer nur durch die Hilfe der Schneeſchaufler vor dem Sturz in den Abgrund bewahrt bleibt. Ein anderes Bild. Bei einer Beſtattungsfeier auf dem Friedhof zu Bürgeln bedeckte der Schnee im Nu die geöffnete Liturgie und es mußte ein freies Wort an die Stelle des liturgiſchen Gebetes treten, oder — es war in Erſtfeld — der Föhnſturm verſchlang das eine Mal Wort und Stimme und riß dem Geiſtlichen das Barett vom Kopfe, das andere Mal ergriff er den Talar und wirbelte ihn über dem Kopf zuſammen, „daß es," wie der Pfarrer ſelber bemerkte, „faſt einen komiſchen Eindruck hervorrief, wenn die Situation nicht ſo ernſt geweſen wäre."

Und was ſind es denn für Gemeinden, in denen dieſe Pfarrer arbeiten? Wie ſich leicht denken läßt, beſtehen ſie aus ſehr verſchiedenartigen Elementen. Wenn wir nach Freiburg, Luzern und Unterwalden blicken, ſo ſind es meiſt Bauersleute aus dem Kanton Bern, unter ihnen manche Geſtalten, die an Uli den Knecht und Uli den Pächter bei Jeremias Gotthelf erinnern; anders in Induſtriegegenden, die von zahlreichen Eiſenbahnlinien durchzogen werden, da bilden Handwerker, Fabrikarbeiter und Eiſenbahner einen Hauptteil der Gemeinde; an Kurorten geſellen ſich im Sommer noch die Fremden und die Hotelangeſtellten hinzu. Es kommt vor, daß eine und dieſelbe Diaſporagemeinde all dieſe Berufsklaſſen und Bildungsſtufen in ſich vereinigt. Eine buntgemiſchte Geſellſchaft voll der mannigfaltigſten Anſprüche und Bedürfniſſe. Selten ſind es reiche Leute, die in der Diaſpora ihren Aufenthalt nehmen, die meiſten treibt die Sorge der Nahrung aus der Heimat fort. Auch wenn ſie, wie wir früher zeigten (Kap. 3), im allgemeinen redlich beiſteuern, ſie ſind doch in ihrer Armut meiſt außerſtande, für ihre kirchlichen Bedürfniſſe aufzukommen. So kommt es, daß die Hilfsvereine nicht nur anfangs und beim Bau einer Kirche, ſondern oft Jahrzehnte lang in ausgiebigſter Weiſe unterſtützen müſſen und manche Gemeinden immer nicht zur Selbſtändigkeit gelangen. Mit Fug empfahl kürzlich der Präſident des Vorvereins den Sektionen dieſen Übelſtand zur ernſten Erwägung. „Wer ein Mittel fände," ſagt er, „alte Diaſporapoſten ſelbſtändig zu machen und von der Unterſtützungsliſte wegzubringen, würde unſerer Sache einen Dienſt erweiſen, welcher demjenigen nicht nachſtünde, den uns die Einführung der Reformationskollekte geleiſtet hat." Und neben der ſozialen Schwachheit macht auch die große Iſoliertheit und Verſchiedenartigkeit der Gemeindeglieder eine Leitung und Überwachung durch die Hilfsvereine oft auf lange hinaus notwendig, ſo ſehr dies dem demokratiſchen Zug der Zeit widerſprechen mag. Und was das ſittliche und religiöſe Leben betrifft, ſo dürfen wir hier ſo wenig als ſonſt wo ideale Zuſtände erwarten. Wird doch mancher in der Fremde draußen weder braver noch frömmer. Wohl erwacht draußen in vielen das Heimweh nach dem längſt ver-

laſſenen Gotteshaus, in andern aber ſtirbt es erſt völlig ab. Wohl treibt die katholiſche Umgebung die zerſtreuten Proteſtanten oft zu einigem, feſtem Zuſammenhalten, und doch fehlt es leider nicht an betrübenden Fällen, wo jahrelanger Hader die Diaſporagemeinde entzweit, zur Schadenfreude der Katholiken und zur Schande der evangeliſchen Sache. Doch hören wir das billige Urteil eines bewährten Diaſporapfarrers:

„Wenn man eine Gemeinde nach ihrem jetzigen Gang und Stand ſich objektiv vergegenwärtigen will, ſo hat man ſich zu allererſt vor falſchen Vorausſetzungen zu hüten. Manche denken ſich eine Diaſporagemeinde aus lauter heilshungrigen Gliedern zuſammengeſetzt, andere dagegen glauben, daß der religiöſe und kirchliche Indifferentismus beinahe verkörpert zu finden ſei. Die Auswanderung in eine katholiſche Gegend behufs Gründung einer beſſeren Exiſtenz bringt noch keine innere Umgeſtaltung, wird aber den Indifferentismus eher austreiben als begünſtigen, indem die katholiſche Umgebung auf die Eingewanderten meiſt religiös und kirchlich anregend wirkt. Wir haben es eben hier mit Menſchen zu tun, wie ſie auch in ihrer alten Heimat aufwachſen, gedeihen, leben und ſterben. Bei all ihrer Ähnlichkeit mit andern evangeliſchen Gemeinden wird man immerhin die Diaſporagemeinde mit einem beſonderen Maßſtab meſſen müſſen, wenn man gerecht und billig ſein will. Man denke ſich die Glieder einer evangeliſchen Gemeinde zerſtreut in 12—15 Einwohnergemeinden und zwar 10% Evangeliſche unter 90% Katholiken, viele ſozial und ökonomiſch in abhängiger Stellung, ihr Weg zur Kirche und zum Gottesdienſtlokal zwei bis drei Stunden lang, an zwei oder drei großen, reich ausgeſtatteten katholiſchen Kirchen vorbei, aus welchen anſprechende Muſik und Geſang erklingt, und an der Straße ſteht der leutſelige Gemeindeammann oder der Großſtein-Toni oder der Hinteregg-Sepp und ſagt zum Sami oder Hans: ‚Der gönd eiſter verby, chömed einiſt zu eus!‘ Da braucht es für einen evangeliſchen Chriſten Energie und einen ſtarken innern Zug zu ſeinem einfachen Gotteshaus mit ſeinem ſchlichten Gottesdienſt. Unter dieſem Geſichtswinkel betrachtet, darf der Beſuch unſerer Gottesdienſte ſich ſehen laſſen.“ Das gilt von einer Bauerngemeinde. Anſchaulich ſchildert ein

anderer die eigentümlichen und ſchwierigen, aber auch geiſtig anregenden Verhältniſſe einer Diaſporagemeinde, deren größtes Element dem Hotelberufe angehört, wie „unſäglich verſuchungsreich und gefährlich“ die Lage des jungen Mannes iſt, aber auch wie Jünglings- und Jungfrauenvereine blühen und wie erfreulich die tatkräftige Teilnahme und Mithilfe der einzelnen Glieder an dem Gedeihen des Gemeindelebens iſt. „Kinder, ſagt er, ſozuſagen noch friſch aus der Hand Gottes mit ihrem natürlichen Zug zum Göttlichen, energiſche, kraftvolle, junge Männer, gemütsfriſche dienſtbereite Töchter, erfahrene und gereifte Chriſten vereinigt das Gemeindeleben zu einer Fülle von Beziehungen“. Über den Kirchenbeſuch ſpricht er ſich folgendermaßen aus: „Ein wahrer Strom von Fremden flutete auch dieſes Jahr (1906) in der Saiſon in unſer Kirchlein hinein. Zweimal konnte es die Menſchen nicht mehr faſſen. Da verbindet ſich mit unſerer Diaſporagemeinde jeweilen für einige Wochen eine wahre Weltgemeinde ... Der eigentliche Stimulus in der hieſigen Paſtoration liegt aber in der Tatſache, daß dieſer Flutzeit der Fremden keine peinliche Ebbe im Kirchenbeſuche zu folgen pflegt. Mit ſichtlicher Freude ruht der Blick der Gemeinde auf der ſtattlichen Schar junger Männer, die unſere Gottesdienſte beſucht und der Gemeinde zu dienen beſtrebt iſt.“ Und mancher Zug rührender, in der Zerſtreuung erwachter oder bewahrter Anhänglichkeit an die evangeliſche Kirche und ihre Gottesdienſte ließe ſich noch anführen aus dem Leben und Treiben der Diaſporagemeinden. Wir begnügen uns mit einigen wenigen Beiſpielen. Im Rhonetal, in der deutſchen Gemeinde von Aigle, hatte eine junge Köchin die gute Idee, die Zuhörer durch Karten zum Gottesdienſt einzuladen, infolgedeſſen verdreifachte ſich das ſonntägliche Auditorium. Als die Zugsverbindungen zwiſchen den ſchwyzeriſchen Ortſchaften Siebnen und Lachen ungünſtige waren, trafen die Proteſtanten des letzteren Dorfes mit einem Fuhrhalter ein Abkommen, wonach dieſer ſie auf zwei Leiterwagen um den Preis des Eiſenbahnbillets zur Kirche nach Siebnen führte. Im Jahr 1900 verſuchte der Pfarrer von Arth-Goldau, bis nach Einſiedeln hin Zerſtreute ausfindig zu machen und zu ſammeln. Im Auguſt machte er ſich mit Teſtament und Wan-

derſtab auf die Suche. Er kannte dort noch keine ortsanſäſſige Seele. Endlich fand er eine proteſtantiſche Seidenfergerfamilie; die wies ihm den Weg zu andern. Öfters mußte er bei den Leuten herausdüfteln, ob ſie überhaupt noch proteſtantiſch ſeien. In der Tat wies man ihm mehrere, die während der Zeit katholiſch geworden waren. Die Sehnſucht nach dem Wort Gottes war aber noch nicht erſtorben und wurde vielerorts von neuem wach. Eine Frau aus gemiſchter Ehe, die Einſiedeln jahrelang infolge ihrer ärmlichen Verhältniſſe nicht mehr verlaſſen hatte, erklärte ihm, ihr Geſangbuch hervorholend, noch einen großen Lebenswunſch zu haben, nämlich, dieſes Buch nochmals im Gottesdienſt benützen zu können. Ihr Wunſch wurde erfüllt; denn, dank dem freundlichen Entgegenkommen der katholiſchen Ortsbehörden, durfte der Pfarrer am „heiligen Abend“ unter dem leuchtenden Chriſtbaum im neuen Schulhauſe gegenüber dem Kloſter den erſten proteſtantiſchen Gottesdienſt in Einſiedeln abhalten vor etwa 35 Erwachſenen.

Am erfreulichſten wohl iſt es, wenn das günſtige Urteil über die Evangeliſchen und ihr Chriſtentum aus katholiſchem Munde kommt. In dieſer Hinſicht durfte der Genfer-Verein in ſeiner großen weitverzweigten franzöſiſchen Diaſpora manche ermutigende Erfahrungen machen. In Forcalquier, im Departement Baſſes Alpes, haben die Katholiken ihren proteſtantiſchen Gemeindegenoſſen das Zeugnis gegeben: Wie ſchade, daß es Proteſtanten ſind, ſie hätten das Zeug zu trefflichen Katholiken. Im Departement Charente kommt ein katholiſcher Unterſuchungsrichter in ein Dorf, wo ein Verbrechen geſchehen. Bevor er an die Unterſuchung geht, erkundigt er ſich, ob Proteſtanten im Orte ſeien; denn, ſagte er, ich habe die Erfahrung gemacht, daß die Zeugenausſagen von Proteſtanten zuverläſſiger und wahrhaftiger ſind als die der übrigen Einwohner. Oder im franzöſiſchen Jura iſt der proteſtantiſche Diaſporapfarrer von einem Katholiken verleumdet worden. Der Pfarrer klagt, die Verleumdung erweiſt ſich als völlig grundlos, und nun wird der Verleumder vom katholiſchen Gericht dazu verurteilt, den Bauplatz für die im Dorf zu errichtende evangeliſche Kirche zu bezahlen. In Hoch-Savoyen machte eine evangeliſche Be-

gräbnisfeier einen ſo tiefen Eindruck auf die Bevölkerung, daß ein katholiſcher Zuhörer — gewiß ohne jede Boshaftigkeit — den Wunſch äußerte: ach, daß doch jeden Tag in unſerm Dorf eine proteſtantiſche Beerdigung ſtattfinden möchte. Überhaupt ſind es — neben der Weihnachtsfeier mit ihrer kindlichen, herzgewinnenden, evangeliſchen Fröhlichkeit — hauptſächlich die proteſtantiſchen Beerdigungen und die dabei gehaltenen allgemein verſtändlichen Grabreden ohne unnützen Pomp und ſteife Zeremonie, was der evangeliſchen Sache die Achtung und Sympathie der Katholiken verſchafft.

In Chambéry (Savoyen) machte der katholiſche Prieſter Oppoſition gegen die Leichenfeier eines proteſtantiſchen Kindes. Bald darauf ſtarb in derſelben Familie das zweite Kind. Der Prieſter hörte vom Fenſter ſeines Pfarrhauſes die Grabrede des proteſtantiſchen Pfarrers. Hierauf machte er der trauernden Familie einen Kondolenzbeſuch und entſchuldigte ſein früheres Benehmen. Zum proteſtantiſchen Pfarrer ſagte er: Ich kannte Ihren Glauben nicht, aber ich hörte Sie predigen und ich hätte nicht anders geſprochen. Ich werde künftig meine Kirchgenoſſen ermuntern, in Ihre Predigt zu gehen.

Wie vor der Majeſtät des Todes die konfeſſionellen Gegenſätze oft unwillkürlich verſchwinden, das erfuhr im Jahre 1900 der evangeliſche Pfarrer von Brunnen. Er berichtet: „Die Beerdigung einer Arbeiterfrau auf der Alleten hatte etwas ungemein Ergreifendes. Ich ſaß, im traulichen Geſpräch mit dem Ortspfarrer in ſeinem Zimmer, als der Leichenzug über den von den erſten Sonnenſtrahlen beleuchteten See daherkam. Auf einem lautlos einhergleitenden Güterſchiff war der Sarg aufgebahrt, ſchön bekränzt und umgeben von den Angehörigen, während im Kreis herum die einheimiſchen Arbeiter und Arbeiterinnen der Dynamitfabrik Platz genommen hatten, die dann auch, gleichwie der katholiſche Pfarrer mit ſeiner ganzen Schülerzahl, an der kirchlichen Feier teilnahmen.“

Es mag hier der Ort ſein, ein Wort zu ſagen von dem Verhältnis und Zuſammenleben der Katholiken und Proteſtanten in der Diaſpora. Zuerſt möge eine ſtatiſtiſche Notiz Raum finden. Die eidgenöſſiſche Volkszählung

vom 1. Dezember 1900 hat ergeben, daß die Zahl der Katholiken in der Schweiz bedeutend ſtärker zugenommen hat als diejenige der Proteſtanten. Während 1888 die Katholiken nur 40,5% und die Proteſtanten 58,8% der Geſamtbevölkerung betrugen, bilden jetzt die Proteſtanten nur noch 57,8% die Katholiken 41,6 oder anders ausgedrückt: es gab im Jahre 1888 in der Schweiz 1,189.662 Katholiken und 1,724.869 Proteſtanten; 1900 hatten wir 1,383.135 Katholiken und 1,918.197 Proteſtanten. Dieſe Zahlen enthalten eine ernſte Mahnung an die proteſtantiſchen Hilfsvereine. Denn dadurch, daß ſie an Mitgliederzahl zunimmt, tritt die katholiſche Kirche ſelbſtbewußter, an manchem Ort aggreſſiver, herausfordernder auf. Es ſei ferne von uns, den Frieden zu ſtören, der in unſerm Vaterlande zwiſchen den beiden Konfeſſionen beſteht. Wir achten jeden aufrichtigen, frommen Glauben nach dem ſchönen Dichterwort:

Verachte keinen Brauch und keine Flehgebärde,
Womit ein armes Herz ſich losringt von der Erde!

ja wir freuen uns, wenn wir im katholiſchen Lager echtem religiöſem Leben und wahrem Chriſtentum begegnen und da und dort aus den Diaſporagebieten berichten hören, daß die friedlichere und freundlichere Stimmung, wie ſie aus dem Zuſammenleben der Angehörigen beider Kirchen und aus der Not der Zeit, gefördert durch die Geſetzgebung, herausgewachſen iſt, ſichtbare Fortſchritte macht.

Der wohltuenden Äußerungen katholiſcher Duldſamkeit und Friedensliebe haben wir oben bereits mehrere angeführt. Es wäre uns ein leichtes in der Aufzählung derſelben noch länger fortzufahren. So leſen wir etwa in den Berichten unſrer Vereine von katholiſchen Lehrern, die im proteſtantiſchen Gottesdienſt das Harmonium ſpielen oder mit den Schulkindern geiſtliche Lieder aufs proteſtantiſche Weihnachtsfeſt einüben, von katholiſchen Toaſten bei reformierten Kirchweihen oder Pfarrinſtallationen, worin friedliches Zuſammenwirken verſichert und das gemeinſame Glaubensgut betont wird, von hie und da recht erheblichen finanziellen Beiträgen katholiſcher Einwohnergemeinden an evangeliſche Kirchenbauten, von entgegenkommender Überlaſſung katholiſcher Schulzimmer, Kapellen, ja ſogar Ge-

meindekirchen zum Zweck evangeliſchen Gottesdienſtes. Oder es wird uns berichtet von einem Sylveſtergottesdienſt im ſchweizeriſchen Dorfe Lachen, wobei Katholiken und Proteſtanten in gemeinſamer Andacht der Predigt des reformierten Pfarrers zuhörten: Herr bleibe bei uns, denn es will Abend werden; oder wie im Kanton Luzern ein katholiſcher Ehemann, deſſen Frau eine reformierte Neuenburgerin iſt, zum Pfarrer kam mit der Bitte, ſeiner Gattin wieder eine franzöſiſche Bibel an Stelle der im Brande des Hauſes zugrunde gegangenen zu verſchaffen u. ſ. w. Aber vergeſſen wir es nicht, das ſind einzelne Zeichen perſönlichen Wohlwollens und freund-eidgenöſſiſchen Bruderſinns, die an leitender kirchlicher Stelle aus irgend einem Grunde geduldet oder auch gar nicht gewußt, aber kaum gebilligt werden, und denen genug und mehr als genug Erweiſe fehlender Duldſamkeit gegenüberſtehen. Wir hören leider auch von Umtaufen, die von katholiſchen Prieſtern an evangeliſchen Kindern und Erwachſenen vorgenommen werden, von zudringlichen Bekehrungsverſuchen, die proteſtantiſche Kranke in katholiſchen Spitälern zu erleiden haben, von der Störung des Hausfriedens in gemiſchten Ehen durch römiſche Intoleranz und katholiſche Übergriffe, von Verweigerung des Geläutes bei evangeliſchen Beerdigungen bis in die neueſte Zeit hinein. Von der katholiſchen Kirche als ſolcher werden wir Proteſtanten im beſten Falle ignoriert. Man erkennt uns gar nicht als Kirche an. Um nur ein Beiſpiel anzuführen. Es werden immer wieder weit herum in proteſtantiſchen Häuſern Lotterie-Proſpekte maſſenhaft verbreitet zugunſten von katholiſchen Kirchbauten, wobei mit keinem Worte erwähnt iſt, daß es ſich um den Bau katholiſcher Gotteshäuſer handelt. Ein nicht ſonderlich ehrliches Verfahren, das in proteſtantiſchen Kreiſen jeweilen gerechte Mißbilligung hervorruft und manchen mit den betreffenden örtlichen Verhältniſſen nicht vertrauten Evangeliſchen irreführt. Zuſammenfaſſend darf wohl geſagt werden, daß viele, ſehr viele in unſerm katholiſchen Schweizervolk ihren proteſtantiſchen Miteidgenoſſen eine friedliche und freundliche Geſinnung entgegenbringen und den Beſtrebungen unſrer Hilfsvereine wohlwollend gegenüberſtehen. Nicht dasſelbe Zeugnis dürfte — rühmliche Ausnahmen ab-

gerechnet — der katholiſchen Prieſterſchaft und beſonders dem jüngern Teil derſelben ausgeſtellt werden. Sie dürfen kein Verſtändnis und keine Sympathien für unſre Sache haben, auch wenn ſie wollten.

Unlängſt ſtanden zwei reformierte Schweizerpfarrer auf ihrer Wanderung durch die Stadt Freiburg vor dem dort errichteten Standbild des Pater Girard ſtille. Derſelbe hat in der erſten Hälfte des vorigen Jahrhunderts auf dem Gebiet der Jugenderziehung ſegensreich gewirkt und wird darum der Peſtalozzi der welſchen Schweiz genannt. Ach, daß die katholiſche Kirche mehr ſolcher Männer hätte, äußerte der eine der beiden Pfarrer, aber die ſterben leider aus und erzählte nun ſeinem Begleiter die folgende kleine Geſchichte. Als Girard ein kleiner Knabe war, verkehrte in ſeinem elterlichen Haus eine proteſtantiſche Eierfrau, die um ihres frommen friedfertigen Sinnes willen bei allen beliebt war. Nun kam einmal der kleine Gregorli ganz betrübt aus der Schule heim und klagte ſeiner Mutter, der Prieſter habe in der Religionsſtunde geſagt, die Proteſtanten könnten nicht ſelig werden. Kommt denn nun auch unſer Eierfraueli in die Hölle? Nein, ſagte die Mutter, Gott verdammt keinen frommen Menſchen. Und dieſes Wort meiner Mutter, ſagte ſpäter Pater Girard, hat meinem Geiſt und meinem Denken zeitlebens den Stempel aufgedrückt. Nicht mit Unrecht klagte darum kürzlich ein ſchweizeriſcher Diaſporapfarrer, die ſchönen Zeiten des Anfangs ſeien vorüber, wo der katholiſche Pfarrer im Hauſe des reformierten, während derſelbe abweſend war, deſſen ſchwerkranke Verwandte in echt chriſtlichem Geiſte tröſtlich beſuchte.

Möge die Zeit immer näher kommen, wo ein edler Wettſtreit in Werken des Glaubens und der Liebe an die Stelle der Unduldſamkeit und des gegenſeitigen Mißtrauens tritt, wo beide, Proteſtanten und Katholiken, jeder ſeines Glaubens gewiß und den Glauben des andern achtend, die Kraft des eigenen Glaubens im Leben bekunden. Hier und nicht durch künſtliche Einigungsverſuche ginge der Weg zur Glaubenseinigkeit auf dem Grund evangeliſcher Wahrheit.

7. Unſere Schulen.

Der proteſtantiſche Hilfsverein hat nicht bloß zahlreiche Kirchen und Pfarrhäuſer erbaut und mit Pfarrern verſehen, ſondern er läßt ſich's auch angelegen ſein, evangeliſche Schulen zu errichten. Aber bedarf es denn ſolcher? Sind wir Schweizer nicht ſtolz auf unſer fortgeſchrittenes Volksſchulweſen? Iſt nicht jedem Kind in unſerm Vaterland Gelegenheit gegeben, ſich die zum Leben nötige Bildung anzueignen? Und iſt es gut, daß durch kirchliche Vereine der konfeſſionelle Gegenſatz in unſere Jugend hineingetragen wird? Und doch, es darf mit Fug von einer Schulnot in der Diaſpora geredet werden. Wer die dortigen Verhältniſſe kennt, begreift, daß es proteſtantiſchen Eltern oft ſehr ſchwer wird, ihre Kinder in die katholiſchen Schulen zu ſchicken. Es iſt nicht bloß das katholiſche Schulgebet mit den damit verbundenen religiöſen Gebräuchen und Zeremonien oder die ungleiche Behandlung, die proteſtantiſche Kinder etwa erfahren müſſen, es iſt vielmehr der Geiſt der katholiſchen Schule überhaupt und ihre ganze Methode, was das Bedürfnis nach evangeliſchen Schulen mancherorts wachruft. Nicht jedes Kind iſt ſo ſtandhaft und mutig wie jener evangeliſche Knabe in Altenkirchen in der württembergiſchen Diaſpora. Als die katholiſche Schulſchweſter ihn lehren wollte, wie die andern Kinder den Roſenkranz zu beten, erklärte er feſt und beſtimmt: „So bet't mei Muetter net, ſo bet' ich au net!" Wie nötig unſere evangeliſchen Diaſporaſchulen oft ſind und wie eng mit unſerm ganzen Hilfsvereinswerk verwachſen, das hat beim 50jährigen Jubiläum des Baſler Vereins der Berner Präſident Pfarrer Ochſenbein mit den folgenden treffenden Worten ausgeſprochen:

„Wir legen unſern Schulen die höchſte Wichtigkeit bei und verſäumen nichts, was zu ihrer gedeihlichen Entwicklung dienen kann, von Lehrern und Schulkommiſſionen darin kräftig unterſtützt. Mit Ausnahme von Willisau-Ruswyl ſind alle unſere Diaſporagemeinden aus der Schule herausgewachſen. Diejenigen von Freiburg-Stadt und Sitten nahmen ihren ganz beſcheidenen

Anfang, bevor es in der Schweiz einen proteſtantiſch-kirchlichen Hilfsverein gab, ja dieſe kleinen reformierten Schulen ſind gerade Anregung und Anſtoß geworden zur Gründung des Hilfsvereins. Sie bilden aber auch die ſolide Unterlage für unſere Kirchgemeinden und garantieren deren Zukunft. Denn es iſt ein gefährlich Ding um den Proteſtantismus ohne eigene

So bet't mei Muetter net.

Schulen in ſtreng katholiſchen Landen. Vor allem gefährlich für die Jugend, deren Gemüt und Auge eben doch nicht wenig empfänglich iſt für katholiſches Kirchengepränge und insbeſondere für den Marienkultus. Und dann dazu der alltägliche Umgang und Verkehr mit Katholiken! So nimmt unvermerkt das Kind den katholiſchen Geiſt zugleich mit äußern Sitten und Gewohnheiten der katholiſchen Umgebung und Schule in ſich auf, man gewöhnt ſich daran und ſo wachſen jene ſonderbaren Prote-

ſtanten heran, welche weder klare evangeliſche Erkenntnis, noch evangeliſches Bewußtſein mehr beſitzen und daher dem Glauben und der Kirche ihrer Väter ohne allzu große Gewiſſensnot den Rücken kehren, wenn eine Heirat oder andere äußere Umſtände ſolchen Wechſel erfordern. Unſere Schulen helfen uns ein evangeliſches junges Geſchlecht erziehen, welches ſich unter ſich, mit der reformierten Schule und Kirche der Gemeinde und mit der Schule und Kirche der berniſchen Heimat feſt und innig verbunden fühlt."

Und ſo iſt es denn in der Tat vor allem Bern geweſen, das in ſeinem großen Diaſporagebiet der Schulnot zu ſteuern geſucht. Allein im Kanton Freiburg hat es im Laufe der Jahre dreizehn Schulen*) ins Leben gerufen, wozu noch die zwei vom Waadtländer Verein geleiteten in Bulle und Romont und die von Neuenburg beſorgte in Eſtavayer kommen. In Sitten beſtehen unter Berns Patronat zwei blühende Schulklaſſen nebſt Penſionat, ebenſo eine Schule in Saxon (diejenige in Monthey ſteht unter Waadt), eine in Alpnach und eine im zu Willisau gehörigen Hopöſchen. Es ſind zuſammen an die 1300 Kinder, die ſo allein in evangeliſchen Schulen des Berner-Vereins unterrichtet werden; hie und da — und das darf wohl als beſonders günſtiges Zeugnis des erteilten Unterrichts gelten — erſuchen wohl auch katholiſche Schüler um Aufnahme. Zuweilen erſchwert die ſprachliche Zweiſpurigkeit die Arbeit der Lehrerſchaft in hohem Maße. So in Sitten: wenn da z. B. in einer Klaſſe fünfzehn Kinder ſitzen, die nur franzöſiſch ſprechen und daneben dreizehn andere, die nur deutſch ſprechen, ſo läßt ſich leicht denken, wieviel Mühe es koſtet und wieviel Zeit verſtreicht, bis dieſe Klaſſe auf eine gewiſſe Einheitlichkeit gebracht iſt.

Es lohnt ſich wohl, noch einen Augenblick beim Schulhausbau der Stadt Freiburg zu verweilen. Schon im Jahre 1837 begonnen, wuchs die dortige Schule im Laufe der Jahrzehnte auf 400

*) Stadt Freiburg (8 Klaſſen), Rechthalten (2 Kl.), Berg (2 Kl.), Flamatt (2 Kl.), Gurmels (2 Kl.), Courtepin (2 Kl.) und Keſſibrunnholz, Heitenried, Ferpicloz, Bennewil, Fendringen, St. Antoni, Obermettlen (je 1 Kl.).

Schüler in acht Klaſſen an. Das alte an einem Bergabhang und in denſelben hineingebaute Haus mußte vielfach erweitert und umgebaut werden, bis es zuletzt einen mehr poetiſch-romantiſchen als einen ſchulmäßig würdigen Anblick bot, von dem geſundheitsſchädlichen Zuſtand der licht- und luftarmen Räume gar nicht zu reden. Ein Neubau erſchien nicht bloß wünſchenswert, ſondern wurde von der katholiſchen Stadtbehörde geradezu ge-

Schulhaus in Freiburg. Erbaut 1906.

boten, die nach Vollendung desſelben ihren Jahresbeitrag auf 5000 Franken zu erhöhen verſprach. 50,000 Franken hatte die Freiburger-Gemeinde ſelbſt teils unter ſich, teils bei auswärtigen Freunden geſammelt, die Stadtgemeinde ſchenkte den ſchön in erhöhter ſonniger Lage befindlichen Bauplatz, die Reformationskollekte ergab 72,000 Franken. Der Bau, den man auf 180,000 Franken veranſchlagt hatte, war geſichert. Sonntag, den 18. November 1906, fand die Einweihung ſtatt, ein Freudenfeſt für die tapfern und opferwilligen Freiburger Proteſtanten. Vom alten Schulhaus an der Murtengaſſe, von welchem mit

Geſang der Schulkinder und Worten der Dankbarkeit für allen Gottesſegen, der von ſeinen Räumen während 70 Jahren ausgegangen war, Abſchied genommen wurde, bewegte ſich die große Feſtgemeinde in langem Zug, voran die renommierte Freiburger Stadtmuſik, nach dem neuen Schulhauſe, deſſen Schlüſſel vom Architekten dem Schulpräſidenten mit kurzer Rede und Gegenrede übergeben wurde, worauf wieder Geſang der Kinder, Gebet und dann Beſichtigung des Schulhauſes und Bewirtung der Schuljugend folgte. Das Schulhaus erhebt ſich als ſtattlicher, ſtilvoller Bau, weithin ſichtbar auf der Höhe des Gambach, nicht weit von der reformierten Kirche. „Wir haben," ſchreibt ein Beſucher, „nicht bald in einem Schulhauſe eine ſolche Fülle von Licht und guter Luft und unter Lehrerſchaft und Schülern einen ſolchen Frohſinn und ſolch munteres Schaffen geſehen. Sie müſſen ſich alſo im neuen Schulhauſe ſo glücklich fühlen wie Lazarus in Abrahams Schoß. Möge nun bei Lehrern und Schülern ſich erfüllen, was der Apoſtel Paulus den Philippern ſchreibt: freuet euch in dem Herrn allewege und abermals ſage ich, freuet euch! wobei wir auf das ‚allewege', das ſich Freuen auch bei der täglichen Arbeit, auch bei allerlei Hinderniſſen, bei ſchwachbegabten, übelgearteten Kindern, den Nachdruck legen. Zu ſolcher Freude in Geduld und Liebe und Treue gibt der Herr dem Lehrer und Pfarrer die innere Ausrüſtung und nur mit dieſer Freude in dem Herrn wird die Herrlichkeit des neuen ſchönen Schulhauſes ſein wie die Herrlichkeit und der Segen des alten, äußerlich ſehr mangelhaften Schulhauſes war."

Neben den oben erwähnten Vereinen hat auch Zürich ſeine evangeliſchen Schulen in Baar und Andermatt und das ſt. galliſche Wyl hat im Jahre 1899 raſch und energiſch, ganz von ſich aus, eine evangeliſche Sekundarſchule für Mädchen errichtet. Die proteſtantiſchen Mädchen, die der Primarſchule entwachſen waren, hatten bisher keine andere Gelegenheit zur Weiterbildung am Orte als die Sekundarſchule des Frauenkloſters. Als die Unzukömmlichkeiten in jeder Hinſicht ſich mehrten, taten ſich 36 evangeliſche Familienväter zuſammen und beſchloſſen kühn die Gründung einer eigenen Sekundarſchule, welche ſchon nach ſieben

Wochen mit zwölf Töchtern und einer Lehrerin eröffnet wurde und bald einer großen Frequenz sich erfreute. Ein Glaubensmut und Opfersinn, der vorbildlich für andere Diasporagemeinden darf genannt werden.

Von Österreich wird im folgenden Kapitel ausführlicher die Rede sein. Hier nur ein Wort über seine Schulen. Es bestanden in den österreichischen Ländern bis zum Jahre 1869 gegen 400 evangelische Schulen nebst mehreren Seminarien und Lehranstalten. Da wurde ein Schulgesetz erlassen, welches verfügte, daß fortan alle Volksschulen konfessionslos sein sollten. Das bedeutete aber in einem so vorwiegend katholischen Land soviel als katholisch. Und in der Tat enthielten die Schulbücher Gebete an die heilige Jungfrau, und wurden die evangelischen Lehrer angehalten, die Kinder zu den Prozessionen zu leiten. Somit waren die Evangelischen gezwungen, ihre bisherigen Schulen als Privatschulen weiterzuführen, was ihnen aber um so schwerer wurde, als sie nach dem neuen Schulgesetz auch die konfessionslose Gemeindeschule mit unterhalten mußten. Die Folge davon war, daß zahlreiche evangelische Schulen eingingen, bis 1892 nicht weniger als 150. Andere fristen ein überaus kümmerliches Dasein. Mancher wackere Lehrer muß sich mit einem Hungerlohn und einer elenden Baracke als Wohnung begnügen. Als in einer Gemeinde Mährens die evangelische Schule mußte erweitert werden, nahm man einfach dem Lehrer sein Wohnzimmer weg und logierte ihn in die Küche, und anderswo bewohnte lange Zeit eine Lehrerfamilie mit vier Kindern einen einzigen Raum, der als Küche, Wohn-, Eß- und Schlafzimmer zugleich dienen mußte. Wohl leistet der Staat einen Jahresbeitrag, wohl nehmen sich der Gustav-Adolf-Verein und der protestantische Hilfsverein der Not der Glaubensbrüder an und kommen ihnen zu Hilfe auch im Kampfe um die Schule, aber die stetsfort überaus zahlreich einlaufenden kläglichen Bittgesuche zeigen, wie groß diese Not und wie unzulänglich diese Hilfe ist. Dazu kommt mancherorts die römische Zudringlichkeit und zwar nicht bloß im fernen Böhmen und Mähren, sondern im nahen an der Schweizergrenze liegenden Vorarlberg. Ist es doch noch im 20. Jahrhundert daselbst vor-

gekommen, daß ein evangeliſcher Knabe von ſeinem Lehrer blutig geſchlagen wurde, weil er — nicht in der Meſſe war!

Was der proteſtantiſche Hilfsverein bisher für die Diaſporaſchulen im In- und Ausland getan, iſt dankenswert, aber es iſt wenig, zu wenig, angeſichts deſſen, was geſchehen ſollte.

8. Die Glaubensbrüder in Öſterreich.

Wir beginnen mit einer ſehr traurigen geſchichtlichen Erinnerung. Böhmen war zur Zeit der Reformation ein reiches, blühendes und — da der geiſtige Boden durch die Huſſiten und böhmiſchen Brüder wohl vorbereitet war — ein zu 90% evangeliſches Land. Aber nun kam der dreißigjährige Krieg und die Gegenreformation; in blutigem Vernichtungskampf wurden die Proteſtanten teils ausgerottet, teils gewaltſam katholiſch gemacht und das Land in eine Wüſte verwandelt. So geſchah es auch in Mähren und Schleſien und in Ungarn. In den öſterreichiſchen Ländern konnte ſich nur eine ganz kleine Zahl evangeliſcher Gemeinden ins 18. Jahrhundert hinüberretten und der proteſtantiſche Geiſt vermochte nur im Verborgenen an Bibel und Andachtsbüchern ſein Leben zu friſten. Da beſtieg der hochherzige Kaiſer Joſef II. den Thron und erließ am 13. Oktober 1781 ſein berühmtes Toleranzedikt. Dasſelbe gewährte allen Nichtkatholiken des Reiches Freiheit des Glaubens und Gottesdienſtes, immerhin ſo, daß der Katholizismus die herrſchende Staatsreligion blieb, d. h. es durften wohl evangeliſche Kirchen gebaut werden, aber ohne Turm und Glocken und mit verborgenem, von der Straße nicht ſichtbarem Eingang, es durften wohl evangeliſche Pfarrer und Lehrer angeſtellt, aber den katholiſchen Prieſtern mußten wie bisher die Stolgebühren entrichtet werden. Erſt das ſogenannte Proteſtantenpatent des gegenwärtigen Kaiſers Franz Joſef vom 8. April 1861 verhalf den Evangeliſchen zur kirchlichen Gleichberechtigung.

Aber als eine Erlöſung war das Toleranzedikt Joſefs II. doch zu betrachten. Manche mochten wohl gemeint haben, alles

evangeliſche Leben ſei erſtorben und ſiehe, nun regte ſich's auf dem weiten Totenfeld und an die 100,000 Proteſtanten wagten ſich hervor und meldeten ſich an. Es bewahrheitete ſich, was auf dem Kirchenſiegel der böhmiſchen Gemeinde Trautenau ſteht: Evangelium purum semper revertens, d. h.: das reine Evangelium kommt immer wieder und lebt immer wieder auf. Freilich nicht viele Reiche und Vornehme vor der Welt, ſondern arme Leute waren es, ſogenannte Häusler, kleine Pächter, Taglöhner, Dienſtboten, ;etwa Handwerker und Beamte, in neuer Zeit Fabrikarbeiter. Die „Toleranzkirchen", die ſie damals er-

Bethaus aus der Toleranzzeit.

richteten, waren keine monumentalen Prachtbauten, ſondern armſelige Bethäuſer, deren Baufälligkeit bald ſprichwörtlich wurde, es hieß, man könne ſie mit einem Spazierſtock durchſtoßen. Und noch ſchlimmer ſtand es um die Schulhäuſer und Pfarrwohnungen. !Der Leſer ſieht obenſtehend ein ſolches Bethaus aus der Toleranzzeit abgebildet, ein morſches Holzhaus, das durch Sperrbalken geſtützt und ſo vor dem Einſturz muß bewahrt werden. Solche gibt es heute noch eine ganze Anzahl. Und dann die Pfarrer- und Lehrerbeſoldungen. Zuwenig zum Leben und zuviel zum Sterben. Und das Wenige konnte von der verarmten Gemeinde oft nicht einmal zuſammengebracht und ausbezahlt werden. Beſonders ſchlimm war das Los der dienſtuntauglichen und altersſchwachen Pfarrer und

ihrer Witwen und Waiſen. So fand es Wilhelm Le Grand, als er im Sommer 1840 ſeine Reiſe durch Öſterreich unternahm. Er berichtete bei ſeiner Rückkehr in die Schweiz von geradezu unglaublichen Hungerlöhnen der öſterreichiſchen Pfarrer und wie es vorkomme, daß eine Gemeinde wie ein erſchöpfter Acker ein paar Jahre brachliege und dann erſt wieder Geld genug erſchwingen könne, um einen Pfarrer zu berufen und ihm einen Gehalt zu verſprechen, der faſt regelmäßig nur ein paar Jahre lang in der feſtgeſetzten Größe gereicht werde. Und ſo ſteht es im großen und ganzen heute noch. Wohl haben die Verhältniſſe ſich in manchem gebeſſert, es werden Staatsbeiträge und ſolche von den Landes- und Gemeindekaſſen an die Evangeliſchen entrichtet; aber auf der andern Seite übt das im vorigen Kapitel erwähnte Schulgeſetz vom Jahre 1869 ſeine hemmenden Wirkungen aus und dann ſind jene 100,000 öſterreichiſchen Proteſtanten von 1781 im Laufe der Jahrzehnte und infolge der modernen Erwerbs- und Verkehrsverhältniſſe auf 500,000 angewachſen, ſo daß neben den alten Toleranzgemeinden für eine große neuentſtandene evangeliſche Diaſpora muß geſorgt werden, eine Diaſpora, die ſich von unſerer ſchweizeriſchen dadurch unterſcheidet, daß ſie mit viel weiteren Wegdiſtanzen und mit viel größerer Armut ihrer Bewohner zu rechnen und mithin um ſo mehr Mühe hat, ihre kirchliche Aufgabe befriedigend zu löſen. Noch heute, wenn wir die Bittgeſuche aus Öſterreich durchleſen, ſtoßen wir auf Angaben wie dieſe: „Pfarrbeſoldung 1000 oder 1200 Kronen, die aber nicht regelmäßig und nicht völlig entrichtet werden“, oder: „von denen die arme Gemeinde kaum $^2/_3$ aufbringt.“ Und der Schreiber dieſes Büchleins erinnert ſich noch wohl der Bewegung, die am Guſtav-Adolf-Feſte zu Kaſſel im Herbſt 1902 durch die Verſammlung ging, als Pfarrer Duſek aus Kolin in Böhmen die Not ſeiner Kirche ſchilderte und u. a. über die Beſoldungen bemerkte: „Ich ſage es ganz offen: der Gehalt unſerer Pfarrer iſt einfach unanſtändig und der Gehalt unſerer Lehrer noch weniger als das. Ich habe 15 Jahre in meiner Gemeinde gedient bei einem Jahresgehalt von 1000 Kronen (ca. 1000 Fr.). Es hieß: ein guter Poſten! Soll ich etwa fragen, ob eine

Familie damit auskommen kann?“ Und nun die großen Wegstrecken und Distanzen! Es fahren zum Teil heute noch die österreichischen Pfarrer halbe Tage lang zu Wagen oder per Eisenbahn in ihre Predigt- oder Unterrichtsstationen. Da gibt es Gemeinden, die über 80 Ortschaften zerstreut sind in einem Gebiet, das beinahe so groß ist als der Kanton Graubünden. Da kann man die Gemeindeglieder erzählen hören: wir hatten unser Lebtag zehn Stunden weit zur Kirche oder wir fahren vier Stunden mit der Bahn zum Gottesdienst; weil uns das aber viel Zeit und viel Geld kostet, fahren wir nur wenige Male im Jahr. Da ist es nicht zu verwundern, wenn sie ihren Pfarrer kaum kennen und noch weniger der Pfarrer sie. Manche Kinder an solchen Orten, wo keine evangelische Schule ist, haben bis zum Konfirmandenunterricht kaum je eine Religionsstunde erhalten und selbst dann, in der Konfirmandenzeit, können sie vielleicht nur unregelmäßig kommen, weil es auf den stundenweiten, namenlos schlechten Wegen oft unmöglich ist, durch Schnee und Eis durchzudringen. Ist es da zu verwundern, wenn bei solchen das evangelische Bewußtsein nicht sehr kräftig ausgeprägt ist und wenn da mancher, von jesuitischen Silberlingen geblendet, an seiner Kirche und seinem Glauben zum Judas wird?

Man hört hin und wieder fragen: Sind die Evangelischen in Österreich unserer Teilnahme und Unterstützung auch würdig? Die österreichischen Lande liegen weit hinten im Osten, wer weiß, ob alles sich wirklich so verhält, wie man uns von dort her schreibt, und ob die Not wirklich so groß und ob das Verlangen nach dem Worte Gottes dort wirklich so lebendig ist. Wir meinen, auf solche Fragen und Bedenken können uns am besten diejenigen antworten, die selbst jene Gegenden bereist und die dortigen Verhältnisse aus eigener Anschauung kennen gelernt haben. Was melden diese Männer? „Wenn es je protestantische Gemeinden gibt,“ hören wir Le Grand in seiner bereits erwähnten Schrift „Die kirchliche Not unserer protestantischen Glaubensgenossen“ sagen, „Gemeinden, die unserer brüderlichen Teilnahme und kräftigen Unterstützung ebenso bedürftig als wert sind, so sind es die in den österreichischen

Staaten, deren Väter den evangeliſchen Glauben mit Daranſetzung ihres Gutes und Blutes errungen haben und die jetzt noch mit unſäglicher Mühe und Aufopferung dieſes teure Kleinod mitten unter ihrer päpſtlichen, ebenſo mächtigen als reichen Umgebung zu bewahren beſtrebt ſind." Und in neueſter Zeit haben wiederum mehrere Schweizerpfarrer den Auftrag, den einſt der Stammvater Jakob dem jungen Joſef gab, zu Herzen genommen: Gehe hin und ſiehe, wie es um deine Brüder ſteht — und ſind zu den Brüdern nach Öſterreich gegangen, haben Dorf um Dorf, Stadt um Stadt durchwandert und was ſie uns berichteten, ſtimmt völlig mit den oben angeführten Worten Le Grands überein. So unternahm im Jahre 1893 der junge thurgauiſche Pfarrer L. Tuchſchmid eine Reiſe durch die böhmiſch-mähriſche Diaſpora. Die ſchlichten und warmen Schilderungen des feinen, leider allzu frühe (ſchon im Januar 1894) verſtorbenen Mannes machten überall großen Eindruck, weckten neues Intereſſe für die Not der Brüder in Öſterreich und gaben in unſerm Verein den Anſtoß zur Einführung der öſterreichiſchen Liebesgabe. Hören wir einiges aus ſeinem Berichte. „Ich war," ſo erzählt er, „nach Hronov gekommen, einer Predigtſtation im Nordoſten Böhmens, die eine Diaſpora von mehr als 50 Ortſchaften bis an die preußiſche Grenze hin zu bedienen hat. Da wollte der dortige Pfarrer durchaus, daß ich auch das Gemeindlein Tys ſehe, das er auf den Bergen droben meiſt aus übergetretenen Katholiken geſammelt hat und das ſeit 20 Jahren von damals 25 Seelen auf 112 geſtiegen iſt. Er ſchickte einige Stunden, bevor wir hinkamen, den Kirchendiener voraus und ließ bekannt machen, ſie ſollten abends um ſieben Uhr in ihrem Bethaus, d. h. einem höchſt primitiven Bauernhaus, das die Gemeinde gekauft hat, ſich verſammeln, er werde einen Schweizerpfarrer mitbringen. Als wir um fünf Uhr ankamen, ſtanden ſchon acht vor der Tür und konnten es kaum erwarten, und bis um ſieben Uhr hatten ſich von den 112 Seelen der weithin zerſtreuten Gemeinde 70 in der engen niedrigen Stube zuſammengefunden, alle mit freudeſtrahlenden Geſichtern, wie Kinder unter dem Weihnachtsbaum, manche alten Leute darunter, die drei Stunden weit herkamen,

manche Mutter, die ihr Kindlein auf dem Arme trug, um nicht zu Hause bleiben zu müssen. Und wie freudig sie sangen, wie begierig sie das Wort des Lebens einsogen, wie still und andächtig sie mitbeteten! Und als die Abendversammlung vorüber war, kamen noch alle, um mir dankend die Hand zu schütteln und mir aufzutragen, ich solle doch die Brüder in der Schweiz grüßen und ihnen sagen, wie sie dankbar seien für die Bruderliebe, die sie schon aus unserm Lande erfahren, und wie die Gaben unseres Hilfsvereins ihnen schon aus mancher Not geholfen hätten. Und als dann die Menge sich verlief, da blieb noch eine Anzahl Männer bis gegen zehn Uhr zurück und wurden nicht müde, alle möglichen Fragen zu stellen über das kirchliche Leben unserer Schweiz, die sie sich als das Ideal reformierter Frömmigkeit, als ein Ideal der Freiheit und Schönheit vorstellen. Wahrlich die Einfalt und der brennende Eifer dieser Leutchen war herzbewegend und ich hätte nur wünschen mögen, daß recht viele aus unsern Gemeinden es mitangesehen hätten, um sich da beschämen, aber auch um sich neu entflammen zu lassen von solchem Feuer der ersten Liebe."

Nirgends in Böhmen und Mähren, erklärt Pfarrer Tuchschmid, habe er über schlechten Kirchenbesuch klagen hören, obwohl manche zwei und mehr Stunden zu gehen haben; dagegen habe er an vielen Orten vernommen oder mit eigenen Augen gesehen, daß die Bethäuser zu klein waren und viele noch draußen unter den Türen standen; auch das sei eine erfreuliche Erscheinung, daß viele Laien eifrig nach ihren Kräften am Bau der Gemeinden mitarbeiten. Da ist in dem eben erwähnten Tys ein altes gebrechliches Männlein, ein armer Weber, der jeden Sonntag, wenn der Pfarrer nicht dorthin kommen kann — und er kann ja nur jeden Monat einmal kommen — am Vormittag und Nachmittag eine Predigt vorliest und zwischenhinein die Kinder unterrichtet und mit ihnen singt, oder da war im mährischen Brünn ein Schneidergeselle, der zuerst die evangelischen Böhmen jener Stadt sammelte und ihnen jahrelang nachging und Gottes Wort mit ihnen las, bis man endlich auf dieses kleine Häuflein von Suchenden aufmerksam wurde und eine Predigtstation unter ihnen errichtete. Oder in Prelautsch

iſt es ein alter Stationsvorſtand, der mit unermüdlicher Geduld und Selbſtverleugnung Gaben ſammelte, bis es ihm nach langjährigem treuem Ausharren gelang, für ſeine Gemeinde ein Kirchlein, ein Pfarrhaus und einen tüchtigen Pfarrer zu gewinnen.

Von der Opferwilligkeit der armen Glaubensbrüder in Öſterreich erzählt ein anderer Kenner der dortigen Verhältniſſe das folgende rührende Beiſpiel. Da war in einer böhmiſchen Gemeinde ein alter Mann von 73 Jahren, Taglöhner und Flickſchneider; im Winter nährte er ſich von der Flickſchneiderei und im Sommer arbeitete er um Tageslohn. Der kam zum Pfarrer und erklärte leuchtenden Auges, er wolle im Laufe des Kirchbaujahres 20 Gulden beiſteuern. Der Pfarrer erſtaunte über dieſe für die Verhältniſſe des Mannes ſo große Summe und erwiderte: „Aber lieber Seidl, ſo hieß der alte Bruder, das iſt wohl zuviel für Euch? Ihr ſeid das nicht imſtande. — Herr Pfarrer, ich hoffe, es wird ſchon gehen. — Lieber Seidl, es wird ſchwer gehen, macht Euch doch wenigſtens einige längere Termine.“ Da machte der Mann große Augen und entgegnete: „Herr Pfarrer, Termine? Ich zähle 73 Jahre, da kann ich mir keine langen Termine mehr machen. Der Herr kann mich bald heimrufen, was nützten dann die Termine? Ich hoffe, der liebe Gott wird es ſchon möglich machen. Hier haben Sie fünf Gulden, das iſt meine Erſparnis. Ich will weiter fleißig arbeiten, ſolange ich kann und ſolange es Tag iſt, und jeden Tag von meinem Tagelohn etwas zurücklegen.“ Er tat es, und als das Baujahr zu Ende war, zahlte der liebe Seidl noch den letzten Reſt und ſeine 20 Gulden waren abgezahlt. Seine Opferwilligkeit ſpornte die andern an, das Werk gelang. Der alte Seidl iſt ſchon vor Jahren eingegangen zu ſeines Herrn Freude. Aber ſeine Opferwilligkeit, die von langen Terminen nichts wiſſen wollte, erzählt man ſich noch jetzt von Mund zu Mund.

Es verſteht ſich wohl von ſelbſt, daß nicht von allen Proteſtanten Öſterreichs gleich Rühmliches kann gemeldet werden. Daß die unerhörten Wegdiſtanzen ungünſtig auf das kirchliche Leben einwirken können, haben wir bereits angedeutet. Oft ſcheint auch die bittere Armut einen ſchädlichen, erſchlaffenden Einfluß

auszuüben auf das religiöse und sittliche Leben von Pfarrer und Gemeinde. Wer wollte deshalb einen fremden Knecht richten? Soll uns das nicht vielmehr eine neue dringende Mahnung sein, solcher Armut nach Kräften zu wehren? Ein fernerer schlimmer, unheilvoller Schaden darf hier nicht verschwiegen werden. Es ist die Uneinigkeit unter den Protestanten selbst. Wir meinen nicht bloß die konfessionellen Gegensätze zwischen Lutheranern und Reformierten, wie sie auch anderwärts leider vorkommen, sondern die diese Gegensätze verschärfenden nationalen Zwistigkeiten, unter denen gegenwärtig das brave österreichische Volk schwer leidet. Da stehen sich auf der einen Seite die slavischen Tschechen, die überwiegend Reformierte sind, und auf der andern die meist lutherischen Deutschen schroff gegenüber. Und doch wie bitter not täte es, angesichts des gemeinsamen katholischen Gegners solcher Unterschiede zu vergessen und der gemeinsamen Aufgaben und Ziele sich zu erinnern. Aber wie oft durch Gottes Fügung das Unglück von einem Segen begleitet ist, so auch hier. Gerade die leidige nationale Feindschaft sollte den Anstoß zu einer Bewegung werden, die der evangelischen Kirche Österreichs neues Leben und neue Kraft zuführte. Das kam so.

Seit dem preußisch-österreichischen Kriege von 1866 ist in Österreich, besonders in Böhmen, das slavische Element immer mächtiger geworden. Die Regierungspolitik begünstigte dasselbe, besonders der Minister Badeni mit seiner verhängnisvollen Sprachenverordnung, wonach im amtlichen Verkehr das Deutsche durch das Tschechische sollte eingeschränkt und verdrängt werden. Und nun schloß die katholische Kirche sich dieser Politik an und suchte, wo sie konnte, tschechische Priester in gemischte, ja sogar in rein deutsche Gemeinden zu setzen. Deutsche Kinder mußten unverständliche Gebete lernen, deutsch-feindliche Priester besorgten den Gottesdienst und die Seelsorge. Das war zu viel. Nun brach der Sturm los. Am 10. Dezember 1897 gab in Wien eine Versammlung von 4000 Studenten den Entschluß kund, sich aus den Fesseln Roms loszumachen, „um in der deutsch-christlichen protestantischen Kirche eine gewiß tausendmal edlere, eine freiere und vor allem eine nationale Erziehung zu genießen.“

Tags darauf auf einem deutſchen Volkstage zu Wien warf ein Student der Medizin das Schlagwort unter die Maſſen: Los von Rom! Das war der Geburtstag der ſogenannten Los von Rom-Bewegung. Der Kampf begann. Von katholiſcher Seite wurde alles getan, die unbequeme Oppoſition zu unterdrücken. Man ließ es an Gewaltmaßregeln, Schmähungen und Verleumdungen nicht fehlen. Umſonſt. Die Bewegung, die, wie wir geſehen haben, politiſch und national begonnen, erſtarkte immer mehr durch die in ihr vorhandene und immer mehr zur Geltung kommende religiöſe Kraft. Zu dem Rufe: wir wollen Deutſche bleiben, geſellte ſich von Anfang an der andere: wir wollen deutſch mit unſerm Gotte reden, und die Loſung: Los von Rom! wurde, wenn auch nicht bei allen, ſo doch bei vielen überboten durch die beſſere: Hin zu Chriſtus, hin zum Evangelium! Der Erfolg war ein über Erwarten großer. Sind doch in den neun Jahren (1898—1906) nicht weniger als 42,395 Übertritte zur proteſtantiſchen Kirche erfolgt (die 11,732 zur alt-katholiſchen nicht gerechnet), 80 Pfarrer oder Vikare neu angeſtellt, 70 evangeliſche Kirchen und Kapellen gebaut, 200 evangeliſche Predigtſtationen und 200 Stellen für Religionsunterricht errichtet worden! Ein anſehnlicher Zuwachs zur evangeliſchen Kirche. Und nicht bloß neue Gemeinden bildeten ſich aus den Übergetretenen, auch die alten erſtarkten, lebten wieder auf, erwachten aus ihrer Gleichgültigkeit, gewannen neuen Glaubensmut, mehrten ſich, als ſie ſahen, was der evangeliſche Geiſt unter den Katholiken wirkte. Nicht lauter echte gefeſtigte Chriſten hat die Los von Rom-Bewegung gezeitigt, es traten wohl manche über, bloß weil ihnen das römiſche Weſen nicht mehr gefiel, mehr aus negativer Oppoſitionsluſt als aus Heilsbegierde, es mag Spreu unter dem Weizen ſein; und wahrlich zuviel darf auch nicht verlangt werden von Leuten, die zeitlebens in religiöſer und kirchlicher Verwahrloſung gehalten waren; und doch, wir haben der unverdächtigen Zeugniſſe genug von ſolchen, denen im Evangelium ein neues Licht und Leben aufging. So bekannte ein angeſehener Fabrikant: es geht eine Veränderung in mir vor, ſeitdem ich evangeliſch bin, und ein anderer: Ach wie leid tun mir alle, die noch in

Knechtſchaft ſchmachten, wie bin ich jetzt ſo reich; ein dritter: wie glücklich bin ich als evangeliſcher Chriſt, wie ich's früher nie geahnt. Handwerker, Kaufleute verſammeln ſich des Abends, um gemeinſam das Neue Teſtament zu leſen und bei vielen bewährt das evangeliſche Kirchenlied ſeine alte Kraft, ſie ſingen ſich das Evangelium ins Herz hinein. Wir kennen es von Jugend auf, wir ſind daran gewohnt, es fährt bei uns niemand von ſeinem Sitze auf, wenn ihm von Chriſtus, dem

Betſaal in Deutſch-Horſchowitz.

einzigen Sünderheiland, vom Vater im Himmel und ſeiner freien Gnade gepredigt wird. Es geht uns wie einem, der ſein Lebtag im Überfluß und an reich beſetzter Tafel ſaß, er wird leicht verwöhnt. Wenn wir einige Jahre oder Jahrzehnte in ſtreng katholiſchem Lande ohne evangeliſchen Gottesdienſt leben müßten und in die Nachtſeiten der römiſchen Kirche zu ſchauen Gelegenheit hätten, wir möchten vielleicht auch dankbar und heilshungrig werden. Das iſt aber der Fall bei jenen öſterreichiſchen Glaubensbrüdern. Welche Entbehrungen ſie in kirchlicher Hinſicht ſich oft gefallen laſſen, mit welch dürftigen Gottesdienſtſtätten ſie ſich oft und lange behelfen müſſen, das

zeigen dem Leſer die beiden beigegebenen Bilder, von denen das eine den zum Betſaal hergerichteten Wirtshausſaal in Deutſch-Horſchowitz, der erſten böhmiſchen Übertrittsgemeinde, darſtellt, das andere die berühmt gewordene Eiskellerkirche im ſteiriſchen Fürſtenfeld. Pfarrer Gantenbein von Chur, der in jüngſter Zeit Öſterreich mehrmals bereiſte und beſonders das Los von Rom-Gebiet beſuchte, brachte die freudige Überzeugung heim, daß die Brüder drüben in Öſterreich mit verſchwindenden Ausnahmen unſerer reichlichſten Unterſtützung nicht bloß bedürftig, ſondern auch würdig ſeien und daß die Los von Rom-Bewegung nicht ein bloßes Strohfeuer ſei, ſondern ſich zu einer nachhaltigen, nicht ſo bald zu unterdrückenden religiöſen Bewegung vertieft habe. Bekannt iſt, welchen Eindruck die Los von Rom-Bewegung auf den katholiſchen Dichter Roſegger machte, wie er zugunſten eines evangeliſchen Kirchenbaus in ſeiner ſteiriſchen Heimat Mürzzuſchlag einen öffentlichen Aufruf erließ, der in kurzem über 70,000 Kronen einbrachte, wie er den dortigen Gottesdienſt gerne beſucht, weil ihm eine evangeliſche Predigt „eine wahre Labnis“ iſt und wie er ſich freute, als in dieſer Heilandskirche ſeine vier erwachſenen Kinder zum Proteſtantismus übertraten und ſein erſtes Enkelkind daſelbſt getauft wurde.

Und wie ſtellt ſich nun der proteſtantiſche Hilfsverein dazu? In Deutſchland hatten ſich ſofort der evangeliſche Bund und der Guſtav-Adolf-Verein der neuen Bewegung kräftig angenommen; die Schweiz durfte und wollte nicht zurückbleiben. Aber man war ſich hier von Anfang an darüber klar: „wenn die Beihilfe angeſichts des Umfanges, den das neue Unterſtützungsgebiet vorausſichtlich annehmen wird, auch nur von einiger Bedeutung und Wirkung ſein ſoll, wird ſie Summen erfordern, über welche die ſchweizeriſchen Hilfsvereine neben ihrer bisherigen Betätigung bei weitem nicht verfügen können.“ So ſprach ſich im ſt. galler Jahresbericht von 1890 alt Landammann Saxer aus und regte darum den Gedanken einer geſonderten Aktion an. Und ſo geſchah es. Am 5. Juni 1891 traten in Winterthur ca. 50 Pfarrer, der Mehrzahl nach aus der Oſtſchweiz, zu einem „Schweizeriſchen Verein für

die Evangelischen in Österreich“ zusammen, dessen Zweck ist, „die neuen Glaubensgenossen in Österreich brüderlich zu unterstützen und um dem wilden Kollektieren*) einen Riegel zu stoßen, eine organisierte Hilfeleistung zu schaffen Hand in Hand mit den protestantisch-kirchlichen Hilfsvereinen.“ Die Befürchtung, es möchte der neue Verein unsern Hilfsvereinen Abbruch tun, indem er ihnen ihre bisherigen Freunde und Mittel entziehe,

Eiskellerkirche in Fürstenfeld

hat sich glücklicherweise nicht erfüllt. Es ist gegangen, wie es oft geht, wenn neuer Eifer und neue Liebe für eine gute Sache sich regt; es finden sich neue Freunde willig zum Geben und Helfen, es werden weitere bisher nicht erreichte Kreise ins Interesse und in die Mitarbeit gezogen. So war denn dies das erfreuliche Ergebnis, daß in den letzten sieben Jahren zu

*) Schon 1891 hatten die protestantischen Hilfsvereine einen Beschluß gefaßt zur Einschränkung des zum Unwesen und zur Belästigung gewordenen Kollektierens, in der Weise, daß sie keinerlei auswärtige Kollektanten an das Publikum empfehlen.

den bisher vom protestantischen Hilfsverein jährlich nach Österreich gesandten 30,000 Franken je weitere 30,000 Franken vom Verein für die Evangelischen in Österreich konnten hinzugefügt werden und dies in der Weise, daß die beiden Vereine sich jeweilig über die Verwendung der Gaben miteinander verständigen, indem der protestantische Hilfsverein, seiner Aufgabe entsprechend, die alten schon bestehenden, der Verein für Österreich dagegen vorwiegend die neugebildeten Los von Rom-Gemeinden unterstützt.

Gottes Brünnlein hat Wassers die Fülle. Möge unsern zahlreichen hilfsbedürftigen Glaubensgenossen in Österreich aus der Fülle des göttlichen Segens und der brüderlichen Liebe stets die so notwendige Handreichung zufließen. Vor Jahren kam ein Prediger aus England nach Böhmen und warf den dortigen Protestanten vor: es fehle ihnen an Glauben. Das schmerzte sie tief und auf das 11. Kapitel im Hebräerbrief hinweisend antworteten sie: „Es gibt einen Glauben, der die Heere der Feinde zurückgeschlagen, der die Toten lebendig empfangen, der bis hoch in den Himmel erhoben die unaussprechliche Herrlichkeit gesehen hat; aber auch einen Glauben, der sich hat ans Kreuz strecken lassen, der in Höhlen gewohnt hat, der Feuerqualen erduldete. Das ist der Glaube unserer Kirche, ihr historisches Erbteil: das Dulden, ihre Waffen sind die Tränen und ihr Panier ist das Kreuz."

Wohl uns, daß wir diesem Glauben zu Hilfe kommen dürfen.

9. Das Werk in Chile.

„Laß dein Brot über das Wasser fahren, so wirst du es wieder finden nach langer Zeit." So mahnt der Prediger Salomo. Und ähnlich lautet der Spruch Goethes:

„Was willst du untersuchen,
Wohin die Milde fließt!
Ins Wasser wirf deine Kuchen,
Wer weiß, wer sie genießt."

Der protestantische Hilfsverein hat diese Mahnung von Anfang an befolgt, indem er einzelne Gemeinden oder Anstalten jenseits des Meeres unterstützte, so in Nord- und Südamerika oder in Asien und Afrika. Aber nun galt es, ein überseeisches Werk von größerem Umfang selber zu übernehmen und durchzuführen. Das kam so. Der waadtländische Pfarrer Grin hatte im Jahre 1887 eine Reise nach der südamerikanischen Republik Chile unternommen, jenem langgestreckten Küstenland, dessen Flächeninhalt größer als derjenige Deutschlands ist und dessen Länge der Entfernung von Kopenhagen bis Dongola in Nubien gleichkommt. Hier fand er Tausende von protestantischen Schweizern, die ohne rechte Schulbildung, ohne religiöse Pflege einer geistigen und sittlichen Verwilderung anheimzufallen drohten oder schon anheimgefallen waren. Er berichtete nach seiner Rückkehr darüber in Vorträgen, die er da und dort im Schweizerlande hielt, und in einem Buche, auf dessen erste Seite er das Wort Augustin Kellers setzte: „Der Auswanderung wird das Vaterland endlich doch einen sicheren Stab an die Hand geben und die scheidenden Kinder auch über die Ozeane mit seiner Sorge und den treuen Schutzgöttern der alten Heimat begleiten müssen.“ *) „Man muß also Neger sein, damit man sich um uns kümmert,“ so hatte ein evangelischer Landsmann in Chile ausgerufen, als Pfarrer Grin ihn besuchte, mit andern Worten: es gibt noch nähere Pflichten als diejenigen den Heiden gegenüber nach der apostolischen Mahnung: lasset uns Gutes tun an jedermann, allermeist aber an des Glaubens Genossen. So trat denn Pfarrer Grin am 3. Juli 1888 vor die Delegiertenkonferenz der schweizerischen Hilfsvereine mit der Bitte: Nehmt euch der Landsleute in Chile an und sendet ihnen einen, womöglich zwei evangelische Pfarrer! Die Versammlung erklärte sich mit zehn gegen zwei Stimmen bereit, auf das Gesuch einzutreten und bald fand sich auch der geeignete Mann. Ein junger Pfarrer aus dem Aargau Arnold Leutwyler, geboren 1862, als Bauernsohn mit ländlichen Verhältnissen und

*) Pfarrer Grin, Unsre Landsleute in Chile, aus dem Französischen übersetzt von Hr. R. H. Lausanne, Genton und Viret, 1888. 322 S. Fr. 3.

Arbeiten wohlvertraut, erklärte ſich bereit, zu den Volks- und Glaubensgenoſſen im fernen Chile zu ziehen. Er wurde am

Leutwyler zu Pferd.

1. Juli 1889 in der Leonhardskirche zu Baſel vor zahlreich verſammelter Gemeinde durch den Präſidenten des Vorvereins zu ſeinem Amte unter Gebet und Handauflegung eingeſegnet.

In Chile angekommen, nahm er seinen Wohnsitz in der im Süden des Landes gelegenen Stadt Traiguen, um von hier aus die Schweizer in den umliegenden etwa 20 Kolonien*) zu besuchen und seelsorgerlich zu bedienen.

Das nebenstehende Bild zeigt ihn uns, bereit zum Ausritt in die Kolonien. Er selber schreibt darüber an seine Eltern: „Ich halte den Gottesdienst im chilenischen Reiterkostüm, die Reitstiefel an den Füßen mit den Sporren, die Hosen in die Stiefel gestülpt, den Revolver um die Lenden gegürtet, den Reitermantel über die Schultern. Wenn ich zu Pferde sitze, kann mich niemand von einem Chilenen unterscheiden. Selbst die lederne Schlinge, der sogenannte gefürchtete Lasso, fehlt nicht an der Seite meines Pferdes. Ein Pferd ist hier nötiger als ein Paar Schuhe“ (der schlechten Wege und weiten Entfernungen wegen). Wie wertvoll ihm sein Pferd, geht aus einem Briefe an den Präsidenten des Vorvereins hervor, wo es über die Erkrankung des Rößleins in rührender Weise heißt: „Ich habe mein Pferd lieb. Es hat mir nun bald ein Jahr gedient und mich nie im Stiche gelassen. Wir haben sozusagen Freud' und Leid miteinander geteilt. Zu wie manchem Gottesdienst, zu wie mancher Taufe, zu wie manchem Kranken hat es mich schnell und sicher hingetragen! Vier Tage und vier Nächte glaubte ich, ich werde es verlieren. Nun hat es sich doch soweit wieder erholt, daß ich hoffe, es werde mir noch weitere Dienste leisten können. Ich habe es an Medizinen und Pflege und — ich schäme mich nicht es zu sagen — an Gebet nicht fehlen lassen. Nur wer wie ich sozusagen jeden Tag von einem solchen Tier abhängt, weiß es zu schätzen.“

Über Land und Leute äußert sich ein chilenisches Sprichwort folgendermaßen:

Männer ohne Ehre,
Weiber ohne Zucht,
Blumen ohne Duft,
Fleisch ohne Kraft,
Vögel ohne Gesang.

*) Nach einer Schätzung Leutwylers vom Jahre 1892 befanden sich in 18 Kolonien und Ortschaften zirka 1100 protestantische Schweizer-Kolonisten, während Konsul Widmer Januar 1898 deren ungefähr 1400 zählte.

Und Leutwyler fand dieſes ungünſtige Urteil beſtätigt. Schon einige Monate nach ſeiner Ankunft in Chile ſchrieb er: „Soll ich meine Lage kurz und wahrheitsgetreu ſchildern, ſo muß ich ſagen, daß mir alles das fehlt, was das Leben äußerlich kann angenehm und ſchön machen, jeder Reiz, jede Freude, jeder Genuß .... Ich bin körperlich ganz heruntergekommen. Es ſind ſozuſagen nur noch Haut und Knochen an mir. Trotzdem habe ich bisher noch keine Funktion ausſetzen müſſen. Wahr iſt es dagegen, daß es mir oft ſchon ſehr ſauer geworden, ſie zu verſehen.“ Aber trotz alledem reut es ihn nicht, daß er nach Chile gegangen. Er könne hier reiche, wertvolle Erfahrungen ſammeln, in einem Monate mehr erleben als drüben in einem Jahr. Er habe im Grunde gefunden, was er ſuchte: Arbeit im Weinberge des Herrn, Gelegenheit gutes zu tun.

Wohl ſtieß er bei ſeinen Rundreiſen auf arge Verwilderung der Sitten, beſonders durch Trunkſucht, Unzucht und Streit, auf religiöſe Gleichgültigkeit, Freidenkerei und dann wieder ungeſundes Sektierertum, aber es begegneten ihm auch wieder brave, ordentliche Leute, die ſich ſehnten nach dem Troſt des Evangeliums und ſein Kommen freudig und dankbar begrüßten. Am meiſten jammerte ihn der Kinder, die er ohne regelrechten Schulunterricht und ohne religiöſe Unterweiſung aufwachſen ſah. Um hier wenigſtens einigermaßen zu helfen und zu beſſern, richtete er Konfirmandenkurſe ein, die er je 3—4 Wochen lang in den einzelnen Kolonien abhielt. Freilich das waren dann Wochen angeſtrengteſter Arbeit, da um der kurzen Zeit willen jede Stunde mußte ausgenutzt werden. Hin und wieder mußte Leutwyler mit Rückſicht auf die franzöſiſch redenden Konfirmanden neben dem deutſchen einen franzöſiſchen Unterricht abhalten, wie er auch im Gottesdienſt und den Kaſualfunktionen (Taufen, Trauungen, Beerdigungen) beſtändig mit zwei Sprachen zu rechnen hatte. Nehmen wir den Konfirmationskurs im Städtchen Viktoria. Da waren es 40 Konfirmanden von ſehr verſchiedenem Alter, darunter ein Ehepaar, der Mann 18, die Frau 17 Jahre alt, ſowie eine etwa 20jährige Witwe. Der Pfarrer hatte ſeine Schüler den ganzen Tag vom frühen Morgen bis zum ſpäten Abend um ſich verſammelt, die Pauſen zwiſchen

dem Unterricht füllte er mit Spielen oder mit Gesang von Volksliedern aus, ein ermüdendes Tagewerk! Hören wir Leutwyler selbst: „War der Unterricht nachts zehn Uhr zu Ende und mein Lokal gegen elf Uhr von den letzten Leuten geräumt, so war ich todmüde. Ich streckte mich dann der Länge nach aus auf eine Bank in der Nähe der Kohlenpfanne, des „Brasero," und las noch zur Vorbereitung auf den folgenden Tag bis gegen ein oder zwei Uhr. Dann schlief ich wohl drei oder vier Stunden sehr gut und verfiel hierauf in einen Halbschlaf, da ich schon meine Kinder vor mir sah und unterrichtete. Gegen sieben Uhr stand ich auf, vollkommen ausgeruht und munter und froh, ans neue Tagewerk zu gehen. Ich fühlte mich an Leib und Seele wohler und gesunder als je. Das ist lauter Liebe, Freundlichkeit und Güte Gottes, ja lauter Gnade, unverdiente Gnade. — Ich fühle mich reicher als ein König inmitten meiner lieben Kinder . . . wenn ich an die freudestrahlenden, verklärten Gesichter meiner Kinder denke, dann muß ich es laut bekennen, ja es ist doch etwas Seliges, ein Christ zu sein, noch seliger aber ist, ein Diener des Wortes Christi zu sein, das Seligste aber ist, als Hirte die Herde zu hüten, die der gute Hirte uns anvertraut hat." Und dann die Konfirmation. Das war ein Freuden- und Festtag für Viktoria. Lokal und Abendmahlstisch prangten in reichem, natürlichem und künstlichem Blumenschmuck. Die Konfirmanden waren auf zehn Uhr eingeladen, erschienen aber schon nach acht Uhr, so daß die Feier schon um halb zehn mußte eröffnet werden. Die Konfirmanden antworteten in der Prüfung zu aller Freude. An die Behandlung der Lehre von der Taufe schlossen sich zehn Kindstaufen an. Dann folgte eine Mittagspause. Nach ein Uhr begann der zweite Teil der Feier, in Anwesenheit von über 150 Personen, welche Lokal, Gänge und Treppen füllten. Ich freute mich, berichtet Leutwyler, über die gute Gesinnung der Kinder, sie eigneten sich ihren Denkspruch jeweilen sofort an, indem sie aus eigenem Antriebe ein Wort beifügten, wie ihnen der heilige Geist gab auszusprechen, entweder: „Amen" oder „Amen, das geschehe" oder „ja will's Gott" oder „ja das walte Gott". Inzwischen war es halb fünf Uhr geworden.

Nun entließ der Pfarrer die Nichtkommunikanten. Es folgte eine Prüfung der Konfirmanden über die Abendmahlslehre, dann die liturgiſche Feier und das heilige Mahl mit über 100 Abendmahlsgäſten bis gegen acht Uhr abends.

Aber nicht immer verliefen Unterricht und Feier ſo ſchön und friedlich, nicht überall fand Leutwyler ſolche Empfänglichkeit. In der Stadt Temuco begegnete ſein Anerbieten, einen Konfirmandenkurs zu erteilen, Achſelzucken und Hohn. „Was, hieß es, konfirmieren? das iſt bei uns ſchon längſt nicht mehr Mode. Die Mädchen heiraten mit zwölf Jahren und dann ſind ſie konfirmiert“, oder: „Wozu müſſen denn eigentlich die jungen Leute drei bis vier Wochen zum Pfarrer hinlaufen? Eine Stunde ſollte doch genügen, um ihnen das Unſer-Vater beizubringen; und mehr brauchen ſie gar nicht zu wiſſen!“ In einem andern Orte reizten die „Glaubensbrüder“ aus Rache für Zurückweiſung einiger zu junger und unvorbereiteter Kinder vom Konfirmandenunterricht die Chilenen auf, den Gottesdienſt zu ſtören, dadurch daß dieſelben mit ihren Pferden rückwärts gegen die Türe des Lokals rannten. In Ercilla mußte Leutwyler mit ſeinen Konfirmanden in ein abgelegenes Zimmer ziehen, weil eine Bande Lumpengeſindel den Unterricht durch Lärmen, Tanzen und Singen von unflätigen Liedern ſtörte, und wieder anderswo lud man die Neukonfirmierten zu einem Trinkgelage mit Tanz ein, als einem würdigen Abſchluß des Konfirmations- und Kommunionstages.

Es kann uns nicht wundern, daß bei ſolchen Erfahrungen das Gefühl der Vereinſamung doppelt ſchwer auf unſerm Freunde laſtete und ſo hören wir ihn ſchon in ſeinen erſten Berichten die Bitte ausſprechen: „Schickt mir einen Kollegen, dann können wir zuſammen wohnen, beten, arbeiten, reiſen, leben!“ Es währte nicht lange, ſo konnte ſeinem Wunſch entſprochen werden. Da etwa ein Drittel der proteſtantiſchen Schweizer in Chile aus den welſchen Kantonen ſtammte, ſo mußte man auf die Gewinnung eines franzöſiſchen Reiſepredigers Bedacht nehmen. Zum Glück fand ſich bald ein ſolcher in der Perſon des Herrn Emil Burger aus dem Kanton Neuenburg. Und ſchon im Herbſt 1891 konnte derſelbe mit ſeiner jungen Frau nach ſeinem

fernen Arbeitsfeld abreiſen. Nun folgte eine ſechsjährige gemeinſame Arbeit der beiden treuen Pfarrer zum Segen der dortigen Gemeinden, indem jeder den andern in ſeiner Eigenart zu verſtehen und zu ergänzen ſuchte. Immerhin zeigte es ſich, daß die Zahl der franzöſiſch redenden Koloniſten im Abnehmen begriffen und das Werk unter ihnen kleiner war, als man gedacht. Dieſe Wahrnehmung hatte ſchon 1894 die Konferenz der Hilfsvereine zur Rückberufung Pfarrer Burgers bewogen und nur durch die Fürſprache und das opferwillige Eintreten der welſchen Sektionen war der Beſchluß rückgängig gemacht worden, bis er drei Jahre ſpäter doch wieder gefaßt und nun definitiv ausgeführt wurde. Es war übrigens nicht bloß die Abnahme der Zahl ſeiner Kirchgenoſſen, was Herrn Burger niederdrückte und am erfolgreichen Arbeiten zweifeln machte, ſondern noch mehr der innere Stand derſelben. Während Leutwyler ſich über jeden wenn auch noch ſo kleinen Erfolg im Gemeindeleben zu freuen vermochte und mit frohem Optimismus und ſeltener Elaſtizität weiterwirkte, ohne ängſtlich zu fragen, wie tief die Einwirkung gedrungen, konnte ſein Kollege über die trüben Erfahrungen nicht ſo leicht hinwegkommen, er ſah in den dürren ausgebrannten Feldern ein Bild der troſtloſen geiſtlichen Dürre um ihn her und einzelne wohltuende Erlebniſſe, wie der Kapellenbau in Adencul oder die Freude am Jugendunterricht beſonders in der Sonntagsſchule, vermochten nicht jene ſchmerzlichen aufzuwiegen.

Das wurde freilich beiden immer gewiſſer, daß, wolle man in Chile einen reellen und bleibenden Erfolg erreichen, bei der Jugend einzuſetzen ſei und zwar viel intenſiver und gründlicher als dies bisher durch Abhaltung von Konfirmandenkurſen und dergleichen hatte geſchehen können. So dachte Burger an die Gründung eines Konfirmandenhauſes, während Leutwyler weiter gehen wollte und den Plan zur Errichtung einer Waiſenanſtalt in Traiguen faßte und, wie aus dem folgenden zu erſehen iſt, mit großer Energie und Hingebung auch ausführte.

Er fand die erſchreckend große Zahl von 177 verwaiſten oder von ihren Eltern gänzlich vernachläſſigten Kindern und beſchloß, raſch ans Werk zu gehen. Perſönlich reiſte er im Herbſt 1892 nach Santiago, der Hauptſtadt Chiles, die Re-

gierung um Überlaſſung eines Landſtückes zu bitten, und erhielt nach vielen Audienzen, langem Warten und Überwinden jeſuitiſcher Umtriebe ein ſolches von 80 Hektaren in der Nähe von Traiguen. Sofort ſchritt er zum Bau, bei dem er wacker im Schweiße ſeines Angeſichtes mit Hand anlegte; ſchon Ende Februar 1893 ſtand der Rohbau vollendet, Leutwyler überließ dann die Paſtoration der Kolonien ſeinem des Deutſchen ebenfalls kundigen Kollegen Burger, eilte nach der Schweiz, um hier Freunde und Geber für ſein Waiſenhaus zu gewinnen. Das gelang ihm über Erwarten. Binnen Jahresfriſt floſſen aus der Schweiz über 17,000 Fr. für dieſes Liebeswerk. Leutwyler kehrte ſchon im Auguſt mit ſeiner ihm eben angetrauten Gattin nach Traiguen zurück und am 29. April konnte das Waiſenhaus Providencia eingeweiht und von 36 Zöglingen bezogen werden. Natürlich herrſchte innerhalb der Hilfsvereine Freude über ſolchen Erfolg des mutigen Diaſporapfarrers und gerne war man bereit, Gaben für Leutwylers Waiſenhaus zu vermitteln, wenn man auch das Riſiko der Anſtalt ſelbſt deſſen Gründer überlaſſen mußte, da die Vereinskaſſe durch die Beſoldung der beiden Pfarrer übergenug in Anſpruch genommen war. Was Leutwyler im Glauben begonnen, gedieh und erſtarkte unter Gottes ſichtbarem Segen. Nun war ein feſter Mittelpunkt, der Anfang einer wirklichen Gemeindebildung vorhanden. In ſeinem Waiſenhaus konnte der Pfarrer ſeine Konfirmanden ungeſtört unterrichten, hier einen Gemeindekern ſich bilden, von hier aus die Kolonien beſuchen und paſtorieren. Und wie ganz anders wurde in Chile ſelbſt Leutwylers Arbeit geſchätzt, ſeit er ſich der verwaiſten und verwahrloſten Kinder in hilfreicher Liebe annahm. Nicht bloß mehrten ſich die Stimmen, die öffentlich ſeinem Wirken Anerkennung und Lob zollten, ſondern es bildeten ſich in Traiguen und anderen chileniſchen Städten Frauen-Vereine, die für die Waiſenkinder arbeiten, die Geldgaben aus Chile ſelbſt floſſen immer reichlicher und bald nach Eröffnung der Anſtalt gewährte der chileniſche Staat einen Jahresbeitrag von 2000 Talern, ebenſo der ſchweizeriſche Bundesrat ganz von ſich aus ſeit dem Jahre 1898 einen ſolchen von 1334 Franken, der ſpäter erhöht wurde. Seit

1898 beſteht auch ein chileniſches Direktorium der Anſtalt. Dazu kommt, daß unter der kundigen Leitung des Vorſtehers der Ertrag der Landwirtſchaft immer ergiebiger wurde. Es konnte weiteres Land erworben und neben dem Mutterhaus ein zweites großes Anſtaltsgebäude erbaut werden. (Siehe Bild). So kam es, daß Leutwyler zu Anfang des Jahres 1907, nachdem die letztjährige Anſtaltsrechnung ein

Waiſenhaus in Traiguen.

Aktivſaldo von 15,000 Peſos (ca. 15,000 Fr.) ergeben, den Vorverein in Baſel mit der hocherfreulichen Kunde überraſchen durfte, er und ſeine Waiſenanſtalt gedenken fortan auf auswärtige, d. h. europäiſche Unterſtützung zu verzichten.*) Frei-

*) In den Jahren 1889—1906 leiſteten die ſchweizer. proteſtantiſchen Hilfsvereine an die Paſtoration in Chile Fr. 107,761. 05, außerdem wurden für das Waiſenhaus gegeben: Fr. 42,393. 45, zuſammen über Fr. 150,000.—. Wir bemerken an dieſer Stelle, daß im Jahre 1897 im Kanton Waadt ein Comité romand de secours en faveur de l'orphelinat gegründet wurde.

lich, bis dieſes Ziel erreicht war, ging es durch große Mühe und ſchwere Arbeit hindurch. Man ſtelle ſich vor, was es heißen will, eine Schar von Waiſenkindern und Penſionären zu erziehen und zu unterrichten, deren Zahl bald über 100 geſtiegen, und die, in einem Alter von 4—23 Jahren ſtehend, meiſt aus elenden verwilderten Verhältniſſen kommen. Welch ein Kampf gegen Unreinlichkeit, Unſittlichkeit, Trägheit und Unwiſſenheit! „Wir ſind vielgeplagte Leute, die Tag und Nacht nicht zur Ruhe kommen," ſchreibt Leutwyler 1894 von ſich und ſeiner Frau, „aber der Herr wird wiſſen, daß wir viel tragen können oder beſſer geſagt, viel zu tragen nötig haben." Dann kamen Mißernten und Krankheiten. Auch die Verleumdung war geſchäftig. Böswillige Menſchen ſtellten in den Zeitungen unſern Leutwyler als einen Schwindler dar, einen Heuchler, der unter frommer Hülle nur darauf ausgehe, ſich ſelber zu bereichern. Am ſchwerſten aber traf es ihn, als ſeine Frau unter den dreifachen Pflichten der Gattin, Hausmutter und Lehrerin zuſammenbrach und er ſie im Sommer 1896 nach der Schweiz in eine Heilanſtalt verbringen mußte. Und noch war das Maß der Leiden nicht voll. Am Abend des 6. März 1897 wurde Pfarrer Leutwyler, als er zu einem Begräbnis nach der Kolonie Ercilla reiten wollte, im Walde von zwei Räubern überfallen und bis aufs Hemd ausgeplündert und zwei Jahre darauf mußte er ſich im Spital zu Traiguen einer ſchmerzhaften Unterleibsoperation unterziehen, die das Jahr darauf in Valparaiſo nochmals mußte vorgenommen werden. So können wir es wohl verſtehen, wenn ſchwere Gedanken und Ahnungen ſein ſonſt frohes Gemüt umdüſterten — der Tod iſt mein ſtändiger Begleiter, ruft er in einem ſeiner Berichte aus — und er den Freunden in der Schweiz gegenüber wiederholt die Abſicht äußerte, in ſein Vaterland zurückzukehren, was ihm beſonders auch im Hinblick auf die Erziehung ſeines 13jährigen Knaben erwünſcht erſcheinen muß. Aber wie ſchwer wird es halten, einen Nachfolger und Erſatz für ihn zu finden! Einſtweilen freuen wir uns, daß er zum Segen vieler tapfer auf ſeinem ſchwierigen Poſten ausharrt, und wir danken mit ihm den hilf-

reichen treuen Mitarbeitern, die ihm in schwerer Zeit zur Seite standen oder noch zur Seite stehen. Wir nennen außer Pfarrer Burger, Leutwylers Schwester, Missionar Krauß, Lehrer Bachofner und dessen Frau. Wir schließen diese kurze Geschichte des Werkes in Chile mit einigen Stellen aus dem 10. Anstaltsbericht Leutwylers vom Jahre 1904: „Wenn ich," sagt er, „die zehn Jahre Anstaltsleben mit seinen Höhen und Tiefen, mit seinen Erfolgen und Mißerfolgen überblicke, besonders aber wenn ich ihre einstigen sehr bescheidenen Anfänge vergleiche mit der Entwicklung und Ausdehnung, die sie gegenwärtig erreicht hat, dann wird mir das Herz voll und ich möchte öffentlich und ausführlich sagen, was der Herr großes an uns getan hat. Während ihres zehnjährigen Bestehens sind über 800 Kinder verpflegt, unterrichtet und erzogen worden. Mit wenigen Ausnahmen sind die jungen Leute, von denen wohl ein gut Teil, ohne die Wohltaten der Anstalt zu genießen, elendiglich zugrunde gegangen wären, gegenwärtig nützliche und brauchbare Glieder der menschlichen Gesellschaft. Diese meine Aussage wird bestätigt durch die immer sich steigernde Nachfrage nach entlassenen Zöglingen. Not und Mangel hat meine Anstalt eigentlich nie gelitten, aber doch waren die ersten Jahre, als noch jedes Bißchen mußte gekauft werden, schwer, zumal da die verfügbaren Mittel etwas knapp waren. Ja in der Tat, welch ein ungeheurer Unterschied zwischen einst und jetzt! Wo einst wetterharte Waldbäume standen, erheben sich jetzt stattliche Gebäude. Wo einst nichts zu sehen war als Stöcke, Steine und Gebüsch, sind jetzt mehrere Tausend wohlgepflegter Frucht- und Waldbäume, wo einst große Sümpfe sich ausdehnten, ist jetzt ein wogendes Kornfeld."

Nachdem er allen Wohltätern und Freunden in Chile und in der Schweiz herzlichen Dank gesagt, schließt er seinen Bericht mit den Worten: „Vor allem aber gebührt die Ehre und der Dank dem treuen Herrn und Gott, von dem ja doch im Grunde alles Gute herstammt, was etwa Menschen auf Erden tun können. Er hat uns und unser Werk zehn Jahre lang durch viele und große Schwierigkeiten hindurch gerettet und

damit gezeigt, daß es ſein Werk iſt. Auf ſeinen allmächtigen Schutz vertrauen wir auch in der Zukunft.“ Wir aber in der Heimat freuen uns des Segens, den auch wir von dem Werk in Chile und unſerer Teilnahme an demſelben verſpüren durften, und gedenken des Wortes, von dem wir ausgingen: „Laß dein Brot über das Waſſer fahren, ſo wirſt du es wieder finden nach langer Zeit.“

* * *

Und nun ſei es genug der Bilder aus der Diaſpora. Der Leſer, der uns freundlich und geduldig bis hierher gefolgt, wird es gerne bezeugen: es iſt ein gutes heiliges Werk, an dem die Hilfsvereine ſtehen, wert der kräftigen Unterſtützung durch das evangeliſche Volk. Wenn die Arbeit wächſt, ſo ſollten auch die Kräfte und Mittel wachſen, ſie zu vollbringen. Die Hilfsvereinsleute ſind wohl oft in Bedrängnis und wiſſen kaum, wie den ſtets ſich mehrenden Aufgaben zu genügen. Aber ſie klagen und verzagen nicht, ſondern arbeiten getroſt weiter im Vertrauen auf Gottes Hilfe und der Brüder Liebe. Sie erinnern ſich des Wortes, das einſt ein Glaubensbruder aus Öſterreich aus ſeiner oft troſtloſen Not ihnen zugerufen: „Ihr habt es gut; wenn ihr in Not ſeid, ſo iſt's die Not des Sieges“, und ſie gedenken an das Wort unſres ſchweizeriſchen Reformators Zwingli: „Einem Chriſtenmenſchen kommt es zu, mit Gott immer Schweres und Großes zu vollbringen.“

Uns iſt bange, aber wir verzagen nicht; wir ſind in Not, aber es iſt die Not des Sieges!

Anhang.

1. Die ſchweizeriſchen proteſtantiſch-kirchlichen Hilfsvereine in chronologiſcher Reihenfolge ihres Entſtehens.

1.	1842	18. Oktober Baſel.
2.	1842	12. Dezember Schaffhauſen.
3.	1843	13. Juni Zürich.
4.	1843	14. Juni Neuenburg.
5.	1843	26. Juni Bern.
6.	1843	14. Juli St. Gallen.
7.	1843	9. September Genf.
8.	1844	17. Mai Graubünden.
9.	1844	5. Auguſt Appenzell.
10.	1844	20. November Thurgau.
11.	1846	im Juli, neu gegründet 18. Juli 1854 Waadt.
12.	1846	13. Oktober Aargau.
13.	1846	8. November Baſelland.
14.	1853	Glarus.
15.	1857	23. Februar Freiburg (Murten, Seebezirk).

2. Schweizeriſche Liebesgabe.

Nr.	Jahr	Empfänger	Fr. Cts.
1.	1863	St. Antoni	2,850.—
2.	1864	St. Antoni	5,125.—
3.	1865	Baar	2,750.—
4.	1866	Freiburg	2,950.—

5.	1867	Gurmels	3,250.—
6.	1868	Freiburg	4,004.30
7.	1869	Olten	3,100.—
8.	1870	Sitten	3,560.—
9.	1871	Baar	2,300.—
10.	1872	Saletz	3,520.—
11.	1873	Cordaſt	2,500.—
12.	1874	Sitten	3,713.—
13.	1875	Cordaſt	3,709.25
14.	1876	Siebnen	4,010.15
15.	1877	Wallenſtadt	4,117.—
16.	1878	Sitten	4,032.—
17.	1879	Cordaſt Romont	3,080.— 1,540.—
18.	1880	Bremgarten	4,160.50
19.	1881	Freiburg	4,175.—
20.	1882	Appenzell	4,125.—
21.	1883	Arlesheim	4,107.—
22.	1884	Alpnach	4,125.—
23.	1885	Ragaz	4,175.—
24.	1886	Bulle	4,125.—
25.	1887	Allſchwil	4,175.—
26.	1888	Freiburg	4,250.—
27.	1889	Brunnen	4,350.—
28.	1890	Willisau	4,350.—
29.	1891	Pruntrut	4,350.—
30.	1892	Wyl, (St. Gallen)	4,300.—
31.	1893	Rheinfelden	4,400.—
32.	1894	Appenzell	4,600.—
33.	1895	Bellinzona	4,600.—
34.	1896	Bulle	4,650.—
35.	1897	St. Antoni	4,550.—
36.	1898	Goßau	4,500.—
37.	1899	Payerne	4,500.—
38.	1900	Willisau	4,500.—
39.	1901	Egerkingen	4,600.—
40.	1902	Locarno	4,600.—

41.	1903	Erſtfeld	4,700.—
42.	1904	Vitznau	4,700.—
43.	1905	Biasca-Novaggio	4,800.—
44.	1906	Miécourt	4,750.—

3. Öſterreichiſche Liebesgabe.

Nr.	Jahr	Empfänger	Fr. Cts.
1.	1893/94	Czaslau in Böhmen (Seminar)	2,255.—
2.	1894/95	Brünn in Mähren	2,350.—
3.	1895/96	Horitz in Böhmen	2,450.—
4.	1896/97	Prag-Weinberge	2,400.—
5.	1897/98	Kuttelberg in Schleſien . . .	2,320.—
6.	1898/99	Klagenfurt in Kärnten (Alumnat)	2,420.—
7.	1899/1900	Königgrätz in Böhmen . . .	2,520.—
8.	1900/01	Trnow in Böhmen	2,470.—
9.	1901/02	Uljanik in Slavonien	2,820.—
10.	1902/03	Krabſchitz in Böhmen	2,820.—
11.	1903/04	Olmütz in Mähren	2,770.—
12.	1904/05	Wüſt-Rybna in Böhmen . . .	2,575.—
13.	1905/06	Czaslau (Seminar)	2,600.—
14.	1906/07	Teſchen in Schleſien (Anſtalten)	2,600.—

4. Reformationskollekte.

Nr.	Jahr	Empfänger	Fr. Cts.
1.	1897	Bellinzona (Teſſin)	32,767.41
2.	1898	Bremgarten (Aargau)	36,956.32
3.	1899	Arth-Goldau (Schwyz)	60,580.—
4.	1900	Goßau (Bütſchwyl) St. Gallen . .	55,337.05
5.	1901	Laufen (Bern)	60,065.81
6.	1902	Monthey (Wallis)	65,404.19
7.	1903	Zug	67,458.85
8.	1904	Wallenſtadt (St. Gallen) *)	73,656.20
9.	1905	Balsthal (Solothurn)	65,334.26
10.	1906	Freiburg	72,649.—
		Summa .	590,209.09

*) inkl. Franken 6000 Hauskollekte in Wallenſtadt.

5. Die jährliche Gesamtleistung der fünfzehn schweizer. protestantisch-kirchlichen Hilfsvereine (1887—1906).

Jahr	Fr. Cts.	Jahr	Fr. Cts.	
1887	162,002.56	1897	207,306.71	(erste Reform. Kollekte)
1888	155,372.80	1898	216,138.47	
1889	165,414.93	1899	253,250.47	
1890	164,635.82	1900	252,031.32	
1891	154,646.67	1901	249,201.21	
1892	165,384.84	1902	256,004.04	
1893	178,899.22	1903	263,828.85	
1894	175,348.57	1904	290,655.43	
1895	171,096.63	1905	279,213.02	
1896	167,747.59	1906	277,008.66	

Um zu zeigen, wie die Leistungen sich auf die einzelnen Vereine verteilen, geben wir die folgende Zusammenstellung aus dem Jahre 1906:

	in die Schweiz	ins Ausland	Verwaltung	Total
	Fr. Cts.	Fr. Cts.	Fr. Cts.	Fr. Cts.
Aargau	7,773 10	900.—	408.65	9,081.75
Appenzell	5,443.47	2,299.80	292 35	8,035.62
Basel (inkl. Frauenverein)	20,284.03	12,976.—	1,171.43	34,431.46
Baselland	7,242.63	470 —	322.44	8,035.07
Bern (inkl. Frauenverein)	43,968.20	552.50	1,810.84	46,331.54
Freiburg	1,338.40	—	11.—	1,349.40
Genf	9,385.—	17,117.40	1,535.85	28,038.25
Glarus	2,977.95	650. —	50.—	3,677.95
Graubünden	4,360.31	950.—	160.—	5,470.31
Neuenburg	7,246.11	2,000.—	216.22	9,462.33
Schaffhausen (inkl. Frauenverein)	2,350.—	1,710.—	308.70	4,447.70
St. Gallen	13,250.—	5,308.—	1,143.15	19,701.15
Thurgau	7,250.—	2,373.80	408.22	10,032.02
Waadt	17,365.67	2,118.—	885.14	20,368.81
Zürich	53,429.20	6,990.—	4,038.60*)	64,307.80
Gust.-Ad.-Verein	2,412.50	1,575.—	—	4,087.50
Total	206,176.57	57,990.57	12,841.59	277,008.66

*) Anmerkung. Hier sind 1800 Fr. eingerechnet, 200 vom Männerverein Zürich zugunsten der Hilfskasse für Diasporaangestellte und 1600 für den vom Frauenverein neu gegründeten Fonds zur Unterstützung kranker oder erholungsbedürftiger Geistlicher und Lehrer der Diaspora. Ebenso wird jeweilen der Ueberschuß der von den Sektionen dem Vorverein übergebenen Verwaltungsgelder der Hilfskasse zugewendet.

Die Vereine mit ihren Patronatsgebieten.

Aargau.

Bremgarten 1845 gegründet. 1875 ſtaatlich anerkannt. 1884 Pfarrhaus. 1900 Kirche.

Rheinfelden 1853 gegründet. 1875 ſtaatlich anerkannt. 1895 Kirche.

Frick ſeit 1881 von Bözen und ſeit 1894 von Umiken aus paſtoriert.

Mellingen ſeit 1895 von Othmarſingen aus paſtoriert.

Außerdem von Aargau aus verſehen: Stein, Zuzgen, Muri, Fuhlenbach, Dagmerſellen, Hochdorf.

Appenzell.

Die Proteſtanten im katholiſchen Halbkanton ſeit 1875 von Gais aus paſtoriert. 1881 Gemeindehaus in Appenzell gekauft mit Betſaal. Seit 1890 ſtändiger Pfarrer.

Baſel-Stadt.

Olten ſeit 1858 Paſtoration. 1859 Kirche, bald auch Pfarrhaus.

Surſee ſeit 1897 Paſtoration.

Teſſin ſeit 1883 Paſtoration. 1899 Kirche in Bellinzona, 1901 in Lugano mit Pfarrer, 1900 in Locarno.

Baſelland. (Baſel-Stadt.)

Arlesheim 1855 Kirche und Pfarrer. 1882 Kirchgenoſſenſchaft. 1892 Pfarrhaus. 1898 ſelbſtändig.

Allſchwil ſeit 1858 von Baſel aus paſtoriert; ſeit 1878 Kirchgenoſſenſchaft mit Pfarrer. 1889 Kirche.

Birsfelden ſeit 1842. 1866 Kirche und Pfarrer. 1889 Pfarrhaus.

Balsthal-Gäu. Von Langenbruck aus paſtoriert. Seit 1892 Pfarrer. 1898 Kirche in Egerkingen. 1906 Kirche und Pfarrhaus in Balsthal.

Außerdem beſorgt Baſelland die Paſtoration des Leimentales.

Bern.

Freiburg 1836 Le Grand erſter Pfarrer. 1838 Schule in Freiburg. 1846 Schule in Obermetteln dann Keſſibrunnholz, Berg, Bennewil, Flamatt, Rechthalten, Heitenried, 1856 Gurmels, 1860 Courtepin. 1862 Pfarrer in St. Antoni. 1864 Pfarrhaus in St. Antoni. 1866 Kirche in St. Antoni. Schulen in Ferpicloz, St. Antoni und Fendringen. 1875 neue Kirche in Freiburg. 1894 neues Pfarrhaus in St. Antoni. 1898 zwei Diakoniſſen und Krippe in Freiburg. 1906 neues Schulhaus in Freiburg.

Wallis 1838 Lehrer Zumſtein. 1858 Pfarrer Schieß erſter reformierter Geiſtlicher. Pfarrhaus in Sitten. 1869 Penſionat in Sitten. 1870—1883 Schule in Siders. 1876 Kirche in Sitten. 1891 Schule in Saxon. 1905 Kirche in Siders.

Alpnach 1862 Schule. Paſtoration von Luzern aus. 1867 Pfarrer. 1870 Pfarrhaus. 1872 Kirche mit Schule. 1887 Brand der Kirche. 1888 Wiederaufbau.

Willisau 1886 Pfarrer. 1887 Betſaal Hopöſchen. 1894 Kirche und Pfarrwohnung in Willisau. 1900 Schule in Hopöſchen.

Freiburg.

1875 Kirche und Pfarrwohnung in Cordaſt.

Genf.

Paſtoration in zirka 20 Departements Frankreichs und ſeit 1864 mit Neuenburg und Waadt zuſammen die franzöſiſche Pfarrei Wien, mit Bern zuſammen Oberwallis.

Neuenburg.

Nach Übernahme der deutſchen Gemeinden durch den Staat Paſtoration von Eſtavayer. 1857 Schule. 1863 Schulhaus. 1867 Pfarrer.

St. Gallen.

Rorſchach ſeit 1853. 1855 erſter Pfarrer. 1862 Kirche. 1868 Pfarrhaus. 1878 ſelbſtändig.

Ragaz 1878 Kirchgemeinde. 1890 Kirche.

Wallenſtadt 1885 Pfarrer. 1888 Pfarrhaus. 1906 Kirche.

Wyl 1889 Kirchgemeinde. 1891 Kirche und Pfarrer. 1899 Mädchenſekundarſchule.

Goßau 1900 Kirche.

Bütſchwil 1895 Gemeinde.

Oberriet Filiale von Eichberg.

Waadt.

1855 erſter Pfarrer im Broyetal und Yverdon. Seit 1868 Yverdon beſondere Gemeinde. 1880 Kapelle in Yverdon. 1898 Kirche und Pfarrhaus in Payerne. 1896 Helfer in Moudon. 1857 Pfarrer in Morges. 1891 Kapelle in Morges. 1856 Paſtoration von Aigle. 1864 Pfarrer in Aigle. 1892 Kapelle in Aigle. 1846 Schule in Romont. 1876 Betſaal in Romont. Bulle 1884 Pfarrer. 1889 Schule. 1894 Kirche. 1901 Betſaal und 1893 Schule in Monthey. 1902 Pfarrer in Monthey. 1904 Kirche.

Zürich.

Baar ſeit 1862 mit Cham, Aegeri, Zug. 1863 Pfarrer. 1867 Kirche in Baar. 1871 Schule. 1906 Kirche in Zug.

Siebnen von Zürich und ſpäter von Glarus aus paſtoriert. 1878 Kirche in Siebnen. 1905 Kirchgemeinde mit eigenem Pfarrer. Pfarrhaus.

Innerſchwyz-Uri ſeit 1886 Pfarrer für Brunnen und Erſtfeld. 1890 Kirche in Brunnen, 1899 in Erſtfeld mit Pfarrer. 1898 Pfarrer in Arth. 1900 Kirche in Arth.

Teſſin (ſiehe Baſel).

Literatur*)

der

protestantisch-kirchlichen Hilfsvereine in der Schweiz.

I. Gesamtverein und Jahresberichte.

W. LeGrand, Pfarrer, Die kirchliche Not unserer protestantischen Glaubensgenossen in der Nähe und in der Ferne. Basel 1843. Bahnmaiers Buchhandlung. 12 S.

— Dasselbe. 2. vermehrte Auflage. 1844. 46 S.

Zollikofer, Dekan, Gemeinfaßliche Belehrung über den protestantisch-kirchlichen Hilfsverein. 1848.

Th. Claparède, ancien pasteur, **L'œuvre des protestants disséminés** en Suisse. Genève 1869. 23 pages.

J. Scherrer, Pfarrer, Das Werk des protestantisch-kirchlichen Hilfsvereins in der Schweiz, geschichtlich dargestellt. St. Gallen 1883. Huber & Cie. 244 S.

Gust. Heusler, Pfarrer, Sekretär des Vorvereins, Alphabetisches Verzeichnis der schweizerisch. protestantisch-kirchlichen Hilfsvereine und der in den Jahren 1882—1892 von denselben unterstützten schweizerischen evangelischen Gemeinden und Genossenschaften. Basel 1892. Buchdruckerei M. Werner-Riehm. 83 S.

Gedruckte Jahresberichte des Vorvereins und der Sektionen, sowie des Berner und Zürcher Frauenvereins. — Der Jahresbericht des Vorvereins besteht: I. Aus dem Bericht des Hilfsvereins zu Basel. II. Aus einem übersichtlichen Auszug aus den Berichten und Rechnungen der übrigen schweizerischen Hilfsvereine.

Mitteilungen der protestantisch-kirchlichen Hilfsvereine der Schweiz, herausgegeben vom Vorverein 1870—1876, und wieder als

Nachrichten aus der evangelischen Diaspora 1890—1907 (38 Nummern).

Gedrucktes Protokoll der Jahreskonferenzen (seit 1874).

*) Dieses Verzeichnis macht auf Vollständigkeit keinen Anspruch.

Gesamt-Übersicht über die Leistungen der protestantisch-kirchlichen Hilfsvereine in der Schweiz, herausgegeben vom Vorverein. 1887—1907. (Nr. 1 von Pfarrer A. v. Salis; Nr. 2 ff. vom Kassier des Vorvereins, E. His-Schlumberger.)

II. Vereinsblätter und Mitteilungen der einzelnen Sektionen.

Baselland: Blätter zur Förderung der Sache des protestantisch-kirchlichen Hilfsvereins in Baselland. Seit 1861 in zwangsloser Reihenfolge redigiert von Pfarrer Rippas, nachher Pfarrer J. Kündig und Pfarrer Fritz Senn. (März 1907: Nr. 167.)

Bern: Blätter zur Förderung der Sache der protestantisch-kirchlichen Hilfsvereine des Kantons Bern. Seit 1880, unter Leitung von Pfarrer M. Ochsenbein. (Januar 1907: Nr. 30.)

Genf: **Feuilles des Protestants disséminés.** Genève 1858—1864.

„ **Bulletin de la Société Genevoise de secours religieux pour les protestants disséminés.** Seit 1901.

Glarus: Blätter zur Förderung der Bestrebungen des protestantisch-kirchlichen Hilfsvereins im Kanton Glarus, redigiert von Pfarrer Stähelin in Schwanden. Nr. 1—6. (Erschien nur 1900 und 1901.)

St. Gallen: Blätter zur Förderung der Bestrebungen des protestantisch-kirchlichen Hilfsvereins im Kanton St. Gallen. Seit 1903.

Schaffhausen: Zum Reformationssonntag. Gruß des protestantisch-kirchlichen Hilfsvereins von Schaffhausen an das evangelische Schaffhauser Volk. Seit 1898.

III. Festschriften und ähnliches.

Bericht des Vorvereins über sein 50jähriges Jubiläum. Ein Gruß an die Gäste und Brudervereine. Basel 1892. Buchdruckerei M. Werner-Riehm.

Ein geistlich Spiel auf Zwinglis Todestag 11. Oktober 1531. Dem Vorverein der protestantisch-kirchlichen Hilfsvereine der Schweiz in Basel zur Feier seines fünfzigjährigen Bestandes (10. u. 11. Oktober 1892) gewidmet von dessen Präsidenten A. v. Salis, Antistes. Basel 1892. E. Birkhäuser.

Fünf Lieder von Jakob Probst. Dem protestantisch-kirchlichen Hilfsverein in Basel zum 10. und 11. Oktober 1892.

Die fünfzigjährige Tätigkeit der protestantisch-kirchlichen Hilfsvereine im Kanton Aargau 1846—1896, von Pfarrer Heiz in Othmarsingen Aarau 1897. Sauerländer.

Fünfzigjähriges Jubiläum des protestantisch-kirchlichen Hilfsvereins Bern am 18. und 19. Februar 1894. Bern 1894. Stämpfli & Cie.

Eine Anzahl Gedenkschriften einzelner Gemeinden: Balsthal, Freiburg, Lyon, Marseille, Ragaz, Rheinfelden, Rorschach, Siebnen, Wyl ꝛc.

Zum Ganzen vergleiche man auch die Notizen über den protestantisch-kirchlichen Hilfsverein in der Schweiz in:

Herzogs (Haucks) Realenzyklopädie für Theologie und Kirche, 3. Auflage (1906) unter „Schweiz";

Finsler, Kirchliche Statistik der reformierten Schweiz (1856), Seite 26—28;

Blösch, Geschichte der schweiz. reformierten Kirchen. 1899, S. 297—299. 385. 394—396.

IV. Verwandte Vereine.

A. Schweizerischer Verein für die Evangelischen in Österreich. Bericht 1901—1904.

Protestantische Aufgaben an den Evangelischen in Österreich. 1905. (Von demselben Verein herausgegeben).

B. Gustav-Adolf-Verein. O. Pank, Was jedermann von dem Gustav-Adolf-Verein wissen sollte. Leipzig 1904. Arwed Strauch. 228 S. Brosch. Mk. 1. 60.

P. Zauleck, Der Gustav-Adolf-Verein im Kindergottesdienst. Leipzig 1904. Arwed Strauch. 180 S. Mk. 2. 40.

Festschriften für Gustav-Adolf-Vereine, herausgegeben von Pfarrer Blanckmeister in Dresden. Leipzig, Arwed Strauch. Preis pro Heft 10 Pfg.

Namen- und Sach-Regiſter.

Aargau 38.
Alpnach 49.
Alumneum in Baſel 8.
Andermatt 50. 64.
Appenzell 38.
Arth-Goldau 50.
Aigle 54.
Baar 64.
Bachofner, Lehrer 89.
Baſel 38.
Baſelland 38.
Balsthal-Gäu 44.
Bern 37.
Blaſer, Vater 49.
Blaues Heft 20.
Brunnen 50.
Burger, Pfarrer 84.
De Wette 10.
De Quervain, Pfarrer 46.
Diaſpora-Gemeinden 52.
Dubuis, Pfarrer 49.
Dusek, Pfarrer in Kolin 68.
Einſiedeln 64.
Emigranten 6.
Erſtfeld 50.
Finsler, Antiſtes 30.
Frauenvereine 14.
Freiburg, Schulen 62.
Freiburg, Verein 38.
Freiburg, Stadt 7.
Frankreich, Diaſpora 54.
Gantenbein, Pfarrer 76.
Girard, Pater 59.
Genf 37.
Glarus 38.
Großmann, Dr. 10.
Graubünden 38.
Guſtav-Adolf-Verein 10.
Guſtav-Adolf-Feſte 27.
Goßau 49.
Grin, Pfarrer 79.
Hagenbach, K. R. 12.
Heusler, Pfarrer 24.
His-Schlumberger 20.
Hopöſchen 49.
Jakob, Lehrer 44.
Innerſchwyz-Uri 50.
Jubiläen 30.
Katholiken 56.
Kollekten, wilde 77.
Konfeſſionsſtatiſtik 37.
Konfirmandengabe 22.
Le Grand 7. 68.
Laſſerre, Pfarrer 47.
Liebesgabe, ſchweiz. 22.
Liebesgabe, öſterr. 22.
Locarner 5.
Lachen 54.
Leutwyler, Arnold, Pfarrer 79.
Los von Rom-Bewegung in Öſterreich 73.
Monthey 48.
Morteau 37.
Neuenburg 37.
Ochſenbein, M., Pfarrer 30. 60.
Öttli, Profeſſor 31.

Österreich, Schulen 65.
Payerne 44.
Probſt, J., Pfarrer 35.
Proteſtantenpatent, Franz Joſephs 66.
Ragaz 18.
Reformationskollekte 23.
Rorſchach 49.
Roſegger 76.
Salis, A. v., Antiſtes, Präſident des Vorvereins 23. 30.
Saxer, alt Landammann 76.
Saxon 48.
Stähelin, Ernſt, Dr. theol. 17.
Stähelin, Rud., Prof. theol. 31.
Schaffhauſen 38.
St. Gallen 38.
Schieß, Em., Pfarrer 45.
Surſee 42.
Siders 48.
Sitten 45.
Siebnen 54.
Stäfis 37.
Teſſin 42.
Thurgau 38.
Toleranzedikt Joſephs II. 66.
Toleranzkirchen 67.
Traiguen, Waiſenanſtalt 85.
Tuchſchmid, Pfarrer 70.
Verein für die Evangeliſchen in Öſterreich 77.
Viſcher, Wilhelm, Profeſſor 18.
Waadt, deutſche Gemeinden 36.
Waadt, Verein 37.
Wach, Profeſſor 31.
Wallis 44.
Wallenſtadt 49.
Wien 38.
Willisau-Ruswil 42.
Wyl 64.
Zimmermann, Dr. Karl 9.
Zumſtein, Lehrer 44.
Zürich 38.
Zug 42.
Zwingli, Huldreich, Feſtſpiel 33.
Zweigvereine 14.

Verzeichnis der Bureaux der proteſtantiſch-kirchlichen Hilfsvereine. (1907.)

1. Vorverein in Baſel.*)

Hr. Antiſtes A. v. Salis, Präſident, Münſterhof 2, Baſel.
„ Pfr. Karl Stockmeyer, Sekretär, Hebelſtraße 17, Baſel.
„ Ed. His-Schlumberger, Kaſſier, Aſchenvorſtadt 15, Baſel.

2. Aargau.

Hr. Pfr. R. Wernly in Aarau, Präſ.
„ Pfr. Witzemann in Holderbank, Aktuar.
„ R. Häny-Walther, Kaufmann in Aarau, Kaſſier.

3. Appenzell.

Hr. Pfr. Graf in Schwellbrunn, Präſ.
„ Pfr. Paul Eppler in Stein, Aktuar.
„ Alder-Thellung in Herisau, Kaſſier.

4. Baſelland.

Hr. Pfr. Gauß in Lieſtal, Präſident.
„ Pfr. S. Merian in Tenniken, Aktuar.
„ Lehrer Koch in Lieſtal, Kaſſier.

5. Bern.

Hr. Pfr. M. Ochſenbein, Präſident.
„ Prof. Fr. Barth, Vizepräſident.
„ Pfr. Römer, Aktuar.
„ S. Scherz-Luchſinger, Kaſſier.

6. Freiburg (Murten).

Hr. Pfr. Blumenſtein in Murten, Präſident.
„ Pfr. Sägeſſer in Cordaſt, Aktuar.
„ Pfr. Derron in Meyriez, Kaſſier.

7. Genf.

Mr. le pasteur **H. Heyer**, président.
» **Claparède**, vice-président.
» le pasteur **Ch. Genequand**, secrét.
» **Jules Bouvier-Geisendorf**, trésorier, alle in Genf.

8. Glarus.

Hr. Dek. P. H. Kind in Schwanden, Präſ.
„ Pfr S. Marty in Glarus, Aktuar.
„ H. Kubli-Trümpy, Netſtall, Kaſſier.

9. Graubünden.

Hr. Prof. Michael in Chur, Präſident
„ Pfr. P. Walſer in Chur.
„ Pfr. Gantenbein in Chur, Kaſſier

10. Neuchâtel.

Mr. le pasteur **P. de Coulon**, président
» **Al. DuPasquier**, ministre, secrét.
» **Jules Morel-Veuve**,, caissier, alle in Neuchâtel.

11. St. Gallen.

Hr. Pfr. Kirchenrat Huber in Berneck, Präſident.
„ Pfr. Giezendanner, Aktuar, in St. Gallen (Straubenzell).
„ Schläpfer-Graf, Kaufmann, Kaſſier in St. Gallen.

12. Schaffhauſen.

Hr. Pfr. C. Chriſt in Neuhauſen, Präſ.
„ Pfr J. Wipf in Siblingen, Aktuar.
„ R. Sigeriſt, Bäcker in Schaffhauſen, Kaſſier.

13. Thurgau.

Hr. Pfr. J. J. Berger in Frauenfeld, Präſident.
„ Pfr. J. H. Braſſel in Altersweilen, Aktuar.
„ Apotheker L. v. Muralt in Biſchofszell, Kaſſier.

14. Waadt.

Mr. le pasteur **L. Leyvraz** à Lausanne, président.
» le pasteur **Méan** à Lausanne. vice-président.
» le pasteur **Augsbourger** à Echallens, secrétaire.
» **Th. Bergier**, notaire à Lausanne. trésorier.

15. Zürich.

Hr. Pfr. Ganz, Enge, Präſident.
„ Pfr. Walder-Appenzeller, Vizepräſ
„ Heß-Götz, Kaſſier,
„ Pfr. Bär, Aktuar, alle in Zürich

Präſident d. Frauenvereins Baſel: Herr Pfr. C. Stähelin, Rebgaſſe 38, Baſel.
Präſidentin des „ Bern: Frau Pfr. von Greyerz in Münſingen, Kt. Bern.
„ „ „ Zürich: Frl. Marie Rahn, Winkelwieſe 5, Zürich.

*) Weitere Mitglieder des Vorvereins: Dr. Herm. Chriſt-Socin, Pfr. Ernſt Stähelin. Aug. Scheuchzer-Dür, Ad. Burckhardt-Rüſch, Prof. P. Mezger, Prof. Eberhard Vischer.

Inhalts-Übersicht.

1. Wie das Werk entstand und was es soll 5
2. Wie das Werk wuchs und sich weiter gestaltete 14
3. Die Mittel 20
4. Unsre Feste 26
5. Das Arbeitsfeld 36
6. Der schweizerische Diasporapfarrer und seine Gemeinde . . . 40
7. Unsere Schulen 60
8. Die Glaubensbrüder in Österreich 66
9. Das Werk in Chile 78

Anhang:

Statistische Tabellen 91
Literaturverzeichnis 98
Register 101

BOUND

DEC 6 1948

UNIV. OF MICH.
LIBRARY

UNIVERSITY OF MICHIGAN
3 9015 06433 0874